

# Eichstätter Familien-Prisma

Texte über Texte zum Thema Familie – Herausgegeben vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt 2. Jahrgang, Herbst 2007

---

Wer kämpfend im Graben liegt, kommt nicht voran. Und dem Gegner Grabenkämpfe vorzuwerfen, ist auch nicht förderlich. Im Alltag spricht man von Grabenkämpfen häufig in der Bedeutung, daß verschiedene Positionen durch unüberbrückbare Gräben voneinander getrennt sind und daß es zwar heftige Angriffe, aber kaum Fortschritte gibt. Das ist ein beliebtes Spiel in Gesprächsrunden, Sachbüchern und Predigten: erst einen breiten Graben ausheben und dann meckern, daß auf der anderen Seite jemand steht, der nicht überkommen mag. Wie denn auch!

Herausragendes Grabenkampf-Musterbeispiel ist die Familien-Debatte. Ob in Politik oder Kirche, was da an Halbwahrheiten und Einseitigkeiten dem Gegner um die Ohren fliegt, hat mit Diskussion schon längst nichts mehr zu tun. Das hat bisweilen etwas Theatralisches, wie sich die Angreifer selbst lächerlich machen, und man mag sich über die Empörung-Inszenierung und über die Schwäche der Argumente auf beiden Seiten amüsieren – aber zur Sache trägt das nichts bei.

## Raus aus den Gräben

Jeder Grabenkämpfer glaubt zu wissen, was für die Familien gut ist. Die besonders sanften Experten vertreten vor lauter Ausgewogenheit gar keine Meinung mehr, andere sind bemüht, mit schwammigem Gerede von Wandel und Auflösung alles für Familie zu halten und jede andere Meinung für Ideologie.

Mehr als ein Graben hilft den Familien möglicherweise ein Wall, eine Grenze, die sie vor Übergriffen schützt. Zum Beispiel aus der Arbeitswelt: dienstliche e-Mails und Anrufe dringen in die Familie ein, unregelmäßige Arbeitszeiten, die beschönigend flexibel genannt werden, und die allseits geforderte Mobilität erschweren Kontinuität und Verlässlichkeit. Auch manch staatliche Einmischung erscheint problematisch.

Bei allem Bemühen, unterschiedliche Familien auf unterschiedliche Weise zu fördern, wird die Familie vielfach untergraben, reduziert und funktionalisiert. Die qualifizierten Frauen sollen dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen und zudem zukünftige Rentenzahler zur

Welt bringen, und einer ausnehmend gebildeten und wohlverdienenen Schicht wird die Vermehrung besonders schmackhaft gemacht. Da es immer mehr Familien gibt, in denen es Kindern nicht gut geht, werden Programme erfunden, die für einige Kinder sicherlich überlebenswichtig sind, doch es entsteht manchmal der Eindruck, als mißtraue der Staat den Erziehungs- und Familienfähigkeiten aller Eltern.

## Rein ins Leben

Was macht das Leben der Familien schön und wertvoll? Und wie sind sie zu schützen und zu unterstützen?

Zum Beispiel mit ebenso stabilen wie flexiblen Lebensbedingungen, in denen Familien Zeit haben, einfach Zeit, nicht Qualitätszeit, die sinnvoll genutzt werden muß, sondern Zeit fürs Planlose, Zweckfreie, Beiläufige. Das geht besser hinterm Schutzwall.

Und nun kommt das, was Sie auf dieser ersten Seite immer vorgesetzt bekommen: Es ist alles nicht so einfach. Wer ernsthaft mitdiskutieren will, muß sich auskennen, und möglicherweise bietet dieses Heft hierzu eine Hilfe.

Im Frühjahr wird das *Eichstätter Familien-Prisma* zwei. Sie wissen, wie wichtig frühe Förderung ist, und es wäre schön, wenn Sie sich daran beteiligen. Schreiben Sie uns, was Ihnen gefällt und was nicht. Und vor allem: Protestieren Sie, wenn Sie den Eindruck haben, es handelt sich beim *Prisma* um ein Grabenkampfblatt. Denn das wäre ein Widerspruch in sich.

Stefanie Haas

---

Psychologie, Soziologie, Pädagogik . . . . .	2
Politik, Wirtschaftswissenschaft . . . . .	11
Familie und Beruf . . . . .	16
Theologie, Religionspädagogik . . . . .	19
Ratgeber . . . . .	21
Sachbücher . . . . .	25
Inhaltsverzeichnis . . . . .	28
Impressum . . . . .	28

---

## Psychologie, Soziologie und Pädagogik

---

### *Gefährdete Selbstverständlichkeiten – ungenutzte Ressourcen*

**François Höpflinger, Cornelia Hummel, Valérie Hugentobler: Enkelkinder und ihre Großeltern. Intergenerationelle Beziehungen im Wandel. Seismo Verlag. Zürich 2006. 132 Seiten. 18,50 Euro.**

Wenn von intergenerationellen Beziehungen die Rede ist, fällt dem Soziologen Karl Mannheim ein und mit diesem der Kunsthistoriker Wilhelm Pinder. In seiner 1928 erschienenen Studie *Das Problem der Generationen* hatte Mannheim zwischen einer „positivistischen“ Bearbeitung dieses Gegenstandes in Frankreich und einer „romantisch-historischen“ in Deutschland unterschieden und dabei Pinders Formel von der „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ (im Kunstwerk) aufgegriffen. Von dieser heuristisch fruchtbaren Formel macht freilich die vorliegende empirische Studie mit nur sehr dünnem theoretischen Fundament keinen Gebrauch. François Höpflinger, Soziologe an der Universität Zürich und mit mehreren empirischen familien- und alterssoziologischen Untersuchungen hervorgetreten, sowie Cornelia Hummel, Soziologin an der Universität Genf, und Valérie Hugentobel, wiederum von der Universität Zürich, legen mit diesem Bändchen die Ergebnisse einer „im Jahre 2004 durchgeführten Erhebung bei 685 Schülern und Schülerinnen im Alter von 12 bis 15/16 Jahren in drei urbanen Regionen der Schweiz“ vor (11). Diese Befunde werden alsdann, und das ist der interessante und neue, weil die Antworten der verschiedenen Generationen zu Lebenssituation und Beziehungen verschränkende, Aspekt dieser Arbeit, durch die Ergebnisse einer Befragung von „579 Großeltern zu ihrem früheren und aktuellen Verhältnis zum bereits interviewten Enkelkind“ (11) ergänzt. Außerdem berücksichtigt die Untersuchung noch Ergebnisse „einer 2003 durchgeführten Repräsentativbefragung von 60jährigen und älteren Frauen und Männern“ bezüglich wechselseitiger Unterstützungsleistungen mit gegebenenfalls vorhandenen Enkelkindern (11).

Der Darstellung der Untersuchungsbefunde sind ein kurzer historischer sowie ein demographischer Exkurs vorangestellt. Das positive Rollenmodell der Großeltern, dessen moralpädagogische, auch als altmodisch gesehene Auslegung literarischen Vorlagen des 18. und 19.

Jahrhunderts entnommen werden kann, habe sich, so die Befunde der Verfasser, seit Beginn des 20. Jahrhunderts entscheidend gewandelt: Entlastet von Erziehungsverantwortung, bieten die Beziehungen zwischen Großeltern und Enkelkindern nunmehr einen im Vergleich zur Vergangenheit größeren Gestaltungsfreiraum. Die Rede ist zwar immer noch von einer positiven, aber „eher machtlosen Familienrolle“ (118), für die das Prinzip eines „Abstandes von Intimität“ (125) oder auch einer „engagierten Nichteinmischung“ (127) prägend geworden sei.

Eine zunehmende Lebenserwartung hat bei der überwiegenden Mehrheit der Kinder „zu einer Ausweitung der gemeinsamen Lebensspanne von Großeltern [vor allem Großmüttern; Anm. d. Rezensenten] und Enkelkindern“ geführt (118). Die Dauer dieser Lebensspanne wird freilich durch die Tendenz zu später Familiengründung wieder reduziert. Außerdem ist sie durch das Prinzip getrennten Wohnens der Generationen charakterisiert. Zudem „führt der Geburtenrückgang dazu, dass in vielen Familien mehr Großeltern als Enkelkinder gezählt werden [...]. Großelternschaft wird damit in Zukunft weniger ‚selbstverständlich‘“ (128).

Als ein für Entwicklung und Sozialisation von Kindern wichtiges Ergebnis dieser soziodemographischen Lage kann man den Befund werten, daß „der Tod eines betagten Großelternteils oft die erste konkrete Sterbe- und Todeserfahrung ist, die junge Menschen in heutigen Gesellschaften bewusst erleben“ (33). Die Bedeutung und Verarbeitung dieses „zentralen kritischen Lebensereignisses“ (33) im Rahmen des weiteren Entwicklungsgeschehens kann freilich im Rahmen der vorliegenden Untersuchung nicht erfaßt werden.

Von den tabellarisch wiedergegebenen und kommentierten Detailbefunden verdienen die folgenden eine gewisse Aufmerksamkeit: Häufigkeit und Qualität intergenerationeller persönlicher Kontakte hängen von der Wohnortdistanz und vom Gesundheitszustand der Großeltern ab. Sie sind stark in Familienfeste und -feiern eingebettet. Neuere Kommunikationsformen, also „Kontakte via Handy, SMS, E-Mail gewinnen – vor allem für grenzüberschreitende Kontakte – rasch an Bedeutung“ (120).

Enkelkinder betonen am häufigsten die positiv affektive, großzügige, liebevolle, gesellige Qualität der Kontakte. Unter den gemeinsamen intergenerationellen Aktivitäten wird von den Enkelkindern dem Gespräch und der Diskussion, dann aber auch dem Fernsehen die größte Bedeutung beigemessen. Großmütter sind dabei

insgesamt engagierter als Großväter. „Viele Großeltern hegen bezüglich ihrer eigenen Rolle als Großmutter bzw. Großvater höhere Erwartungen als ihre Enkelkinder. Die Rollenerwartungen der Enkelkinder sind funktional unbestimmt und generalisiert („einfach da sein“), wogegen das Rollenbild der Großeltern stärker familial-funktional ausgerichtet ist (intergenerationelle Unterstützung und Solidarität)“ (125). Von beiden Generationen werden Kontakte als wichtig eingestuft.

Bei aller Bedeutung ihres Themas – die Untersuchung bietet insgesamt also keine überraschenden und umwerfenden Befunde. Die Familiensoziologie kennt ähnliches und differenzierteres bereits aus den Forschungen von Vern L. Bengtson (z. B. *Beyond the Nuclear Family – The Increasing Importance of Multigenerational Bonds*. In: *Journal of Marriage and Family* 63/1, 2001, S. 1-16). Hätten die Verfasser einmal von dessen Unterscheidung der sechs Dimensionen intergenerationaler Solidarität (affectional, associational, consensual, functional, normative, structural) Kenntnis genommen, wäre ihre Untersuchung im Hinblick auf diese für die psychosoziale Entwicklung ebenso wie für den überforderten Sozialstaat vitalen wechselseitigen Solidaritätsleistungen sicherlich fruchtbarer ausgefallen.

Der Hinweis auf die „ungenutzten Ressourcen“ gilt damit auch für Anlage wie Durchführung der vorliegenden Untersuchung. Leider sucht der Leser vergeblich nach einem Anhang mit den verwendeten Fragebögen.

Heinz Otto Luthe

### *Gründlich und grundlegend*

**Jutta Ecarius (Hrsg.): Handbuch Familie. Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2007. 701 Seiten. 59,90 Euro.**

Wenn „Handbuch Familie“ draufsteht, was soll dann drin sein? Alles. Beziehungen in der Familie, Formen von Familien, historische Zusammenhänge, dazu rechtliche Fragen, nicht zu vergessen das Verhältnis von Schule und Familie, Erziehungshilfen, Bereiche wie Religion und Kultur und Medien, und zu all diesen und vielen weiteren Themen bloß keine einfachen Antworten, sondern fundierte Fragen und neueste Forschungen sowie Hinweise auf zu Erforschendes – so aufbereitet, daß es jedem interessierten Leser zugänglich ist. Und das alles in einem Buch. Kann das gut gehen?

Es kann. Jutta Ecarius, Professorin für Erziehungswissenschaft in Gießen, versammelt in ihrem Handbuch

Aufsätze von Fachleuten, die facettenreiche Über- und Einblicke über und in die Forschungen zum Thema Familie bieten. Die zahlreichen und weiten Felder der Familienforschung werden aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven beleuchtet und befragt: Psychologie und Soziologie, (Sozial-)Pädagogik, Jugend- und Familienrecht sind hier vertreten, ebenso Geschichte, Philosophie, Theologie und Literaturwissenschaft. Bezugsdisziplin ist die Erziehungs- und Bildungswissenschaft, was den Leserkreis aber keineswegs auf Erziehungswissenschaftler und Lehrer einschränkt.

Die fünf Teile enthalten je fünf bis sieben Aufsätze, sie sind von mehr als 40 teils äußerst renommierten Vertretern ihres Faches verfaßt. Im ersten Teil werden Familienstrukturen diskutiert, um Familienformen geht es in Teil zwei. Das wechselseitige Verhältnis von Familie und Bildungsinstitutionen ist Thema des dritten Teils, und Teil vier faßt unter „Differentielle Felder“ Felder wie Rituale, Literatur, Medien, Gesundheit oder Religion zusammen. Der fünfte und letzte Teil beschäftigt sich mit sozialpädagogischen Arbeitsfeldern wie Recht, Kinder- und Jugendhilfe, Gewalt in der Familie, Familienberatung und -therapie sowie Erziehungsratgebern. Eindeutige Überschriften und ein Stichwortverzeichnis erleichtern es, sich in diesem sehr umfangreichen Buch zurechtzufinden.

In den einzelnen Texten wird zunächst die Vielfalt der Fragestellungen zum jeweiligen Thema ausgebreitet, dann werden ausgewählte Aspekte des Problems und Forschungsrichtungen eingehender vorgestellt. Am Ende eines jeden Aufsatzes sind Forschungsdesiderata und Forschungsperspektiven dargestellt, und mit Hilfe der ausführlichen Literaturverzeichnisse kann man neben einem Überblick auch einen Einstieg in die vertiefte Auseinandersetzung gewinnen.

Dieses gründliche und grundlegende Buch bietet ein Panorama der theoretischen wie der empirischen Familienforschung aus dem Blickwinkel der Erziehungswissenschaften. Die Autoren haben sich die Mühe gemacht, komplexe Zusammenhänge verständlich zu schildern; sie haben ihr jeweiliges Arbeitsfeld aus der Familienperspektive beackert. Wer am Thema interessiert ist, wird in diesem Handbuch nicht nur nachschlagen, es lädt auch zum Schmökern ein. Eine lehrreiche und unverzichtbare Lektüre für alle, die in Wissenschaft, Bildung, Beratung oder Politik mit Familie befaßt sind.

Stefanie Haas

## *Kritik am Lob der Disziplin*

**Micha Brumlik (Hrsg.): Vom Missbrauch der Disziplin. Antworten der Wissenschaft auf Bernhard Bueb. Beltz. Weinheim, Basel 2007. 246 Seiten. 12,90 Euro.**

Zuhauf sind sie angetreten, renommierte Erziehungswissenschaftler/innen Deutschlands, um gemeinsam der Streitschrift *Lob der Disziplin* von Bernhard Bueb entgegenzutreten.

**Hans Thiersch**, emeritierter Tübinger Ordinarius für Sozialpädagogik, fragt an, welche negativen Erfahrungen wir mit einer Verhandlungspädagogik gemacht haben, um mit Bueb erschöpft der Disziplin und Autorität das Wort zu reden. Nach Thiersch sind es Phänomene wie Pluralisierung, Individualisierung von Lebensentwürfen, Entgrenzung von Lebensverhältnissen, die Angst machen. Bueb bindet solche Ängste und bietet Orientierung, indem er sich für eindeutige Erziehungsmuster ausspricht, die Ordnung und Sicherheit versprechen. Thiersch sucht nach einer anderen Lösung, die tiefer greift: Eine gegenüber Familien und Kindern strukturell rücksichtslose Gesellschaft (vgl. Fünfter Familienbericht) überfordert oft jene, die aktiv erziehen. Hier gelte es, strukturelle Entlastung der Erziehenden zu schaffen, damit genau jenes nicht geschieht, was mit Bueb anklingt: ein vorschneller Siegeszug von Disziplin und Autorität.

Die Kälte in Deutschland gegenüber Kindern und Familien wird auch von Psychotherapeut **Wolfgang Bergmann** angemahnt. Seine These, daß erzieherische Probleme in der Schule dadurch entstanden seien, daß Schule nicht auf das Phänomen der veränderten Kindheit reagiere, während sich die Gesellschaft permanent wandle, ist bedenkenswert. Als unwissenschaftlich muß jedoch Bergmanns Versuch der Diskreditierung der Persönlichkeit Buebs gelten: er wird als schwach und autoritätshörig dargestellt.

**Micha Brumlik**, Erziehungswissenschaftler in Heidelberg und Frankfurt, prangert an, daß Bueb sich durch den Untertitel „Eine Streitschrift“ der sorgfältigen Begründungslast entziehe. Brumlik geht den Weg der profunden historischen Überprüfung von Buebs Thesen und stellt fest, daß der romantisch-verklärende Zugriff auf die pädagogische Kultur der Vorkriegszeit ebenso wenig haltbar sei wie Buebs These von der Destruktion der Pädagogik durch die sogenannten 68er. So stringent Brumliks Replik auf die 68er ist, so wenig innovativ ist der Beitrag von Diplompsychologe **Claus Koch**,

der ebenfalls diese Thematik untersucht. Auf 32 (langen) Seiten erklärt er, daß die 68er Revolution der Aufstand gegen die Vätergeneration war, die nach dem Nationalsozialismus so weitermachen wollten, als wäre nichts geschehen. Thesen, die man kennt.

**Sabine Andresen**, Erziehungswissenschaftlerin in Bielefeld, sieht in Buebs Anklage des Erziehungsnotstands einen Affront gegen Frauen, die als Mütter, Erzieherinnen, Lehrerinnen federführend Erziehungsarbeit leisteten. Sie stellt die Frage, wem Buebs kulturpessimistischer Beitrag im Sinne einer Verfallsklage eigentlich helfe. Wohl nicht jenen, die sich mühen zu erziehen, die um die Notwendigkeit einer wertorientierten Erziehung und das Erziehungsziel des mündigen Menschen wissen. Diesem Erziehungspessimismus stellt sie sechs knappe Statements einer guten Erziehung gegenüber. Ein wohlthuendes Bekenntnis, was Erziehung sein soll – und nicht nur, was nicht!

**Karin Amos**, Erziehungswissenschaftlerin in Tübingen, beleuchtet das von Bueb idealisierte englische Internatswesen, in dem die Kompatibilität von Disziplin, Hierarchie und demokratischer Gesellschaft, die Bueb preist, deutlich wird. Amos macht jedoch deutlich, daß der soziale Kontext von Disziplin hier ein völlig anderer ist: in diesen englischen Internaten gehe es primär um Elitenbildung, um die Legitimität des Privilegien-Erhalts – und gerade nicht um die schichtenunabhängige Sozialisierung des einzelnen Individuums.

Letztlich, so Amos, gehe es bei Bueb immer auch um die Frage, wer erziehen solle: Familie oder gesellschaftliche Organisationen. Und damit sei die grundlegende Spannung angesprochen, daß Eltern immer die Individualität des einzelnen Kindes vor Augen haben, kollektive Systeme jedoch die Einpassung in die Gemeinschaft.

Der Ulmer Psychologieprofessor **Manfred Spitzer** untersucht die Rolle der Disziplin aus neurobiologischer Sicht. Er zeigt, daß der Erwerb jeder komplexen Fähigkeit – nicht nur kognitiver, auch moralischer – nach heutigen Kenntnissen der Gehirnforschung abhängig ist vom Wechselspiel von Entwicklung (Gehirnreifung) und Lernen durch Erfahrung. Dieses ist jedoch äußerst individuell und nicht durch Maßgabe einer verallgemeinerbaren Disziplin zu erreichen. Spitzer äußert Sympathie für Buebs Verteidigung der Disziplin, warnt aber vor dem Hintergrund der Neurobiologie vor Rezepten und sensibilisiert für genau diesen individuellen wechselseitigen Prozeß zwischen Reifung und Lernerfahrung.

In einem klugen Beitrag stellt **Frank-Olaf Radtke**, Erziehungswissenschaftler in Frankfurt, vor, daß Bueb vorschnell das der Pädagogik innewohnende Paradoxon „Freiheit und Zwang“ auf der operativen Ebene auflöst, indem er konkrete Disziplinierungstechniken vorschlägt. Er diskutiert Lösungen für das nicht lösbare Problem, er zeigt auf, wie sich geschichtlich verschiedene Wege im Umgang mit Freiheit und Zwang herauskristallisiert haben. Einer sei, so Radtke, doch jener der Reformpädagogik, der stärker auf das Begleiten setzt denn auf das Führen. Und ein anderer, neokonservativer, der sich auch im Management neu durchzusetzen scheint, jener der Wiederkehr von Hierarchien und Autorität, wie ihn auch Bueb propagiert.

*Vom Missbrauch der Disziplin* ist eine Mischung aus Aufsätzen von unterschiedlicher gesellschaftlicher oder erzieherischer Relevanz. Für sehr lesenswert, über eine reine Replik auf Bueb hinausgehende Reflexion und für Lehrer ebenso interessant wie für Wissenschaftler halte ich die Beiträge von Thiersch, Spitzer und Radtke.

Barbara Staudigl

### *Ein überzeugender Aufruf zur innovativen Jugendhilfe*

**Richard Münchmeier: Was sagen uns Sozialwissenschaften und Sozialpädagogik zur Lebenslage von Familien, Kindern und Jugendlichen? In: Barbara Mutke, Britta Tammen (Hrsg.): Soziale Gerechtigkeit – Soziales Recht. Interdisziplinäre Beiträge zu Problemlagen und Veränderungsbedarf. Weinheim, München 2006. S. 25–46.**

Ein Panorama über die Forschung zur Lebenslage von Familien, Kindern und Jugendlichen zu zeichnen ist eine überaus schwierige Aufgabe. Dies vor allem deshalb, weil die in Frage gestellten Themenhorizonte seit Jahrzehnten im Blickpunkt vieler sozialwissenschaftlicher Disziplinen stehen und hierdurch eine sehr breite Palette an Befunden zu unterschiedlichsten Themennuancen vorliegen. Ob dieser Ausdifferenziertheit an Forschung trauen sich nur wenige Wissenschaftler zu, einen Überblick zu skizzieren, mit dem die wichtigsten Ergebnisse sozialwissenschaftlicher (und darin: sozialpädagogischer) Forschung zu Tage gebracht werden können. Einer der wenigen, die das Problem der Bündelung relevanter Essenzen zur Frage nach der Lebenslage von Familien, Kindern und Jugendlichen aus dem Fokus sozialwissenschaftlicher Forschung überragend lösen, ist

Richard Münchmeier, Professor für Sozialpädagogik an der FU Berlin, langjähriger wissenschaftlicher Leiter der Abteilung Jugend- und Jugendhilfeforschung am Deutschen Jugendinstitut München, Verfasser zahlreicher Fachpublikationen und nicht zuletzt wissenschaftlicher Leiter der 12. und 13. Shell-Jugendstudie.

Alleine schon der Blick auf die Vita Münchmeiers offenbart, daß er *der* Experte für Fragen nach der Jugend im Allgemeinen, nach Problemlagen und Veränderungsbedarfen der Jugendhilfe im Speziellen ist. Die Professionalität Münchmeiers im Umgang mit der Mammutaufgabe, jugendspezifische Brennpunkte zu identifizieren, spiegelt sich zunächst schon dort wider, wo er eine Eingrenzung in der Weise vornimmt, mit seinem Aufsatz nicht eine allgemeine Bilanz zur Familien-, Kindheits- und Jugendforschung darzulegen, sondern die Fakten auf das zentrale Thema „Jugendhilfe und Sozialer Wandel“ zu verdichten. Dies mit der Intention, den in konzeptionellen, praktischen, politischen und wissenschaftlichen Arbeitsfeldern professionell Handelnden eine der Neuorientierung dienende Reflexionsfolie zu liefern, mit denen diese dann zu Antworten auf die Frage aufgerufen werden, ob ihre bisherigen Annahmen zur fokussierten Klientel weiterhin gültig bleiben können oder ob die Jugendhilfe in ihren Handlungsansätzen anhand der neuesten Forschungsdaten nicht doch gezwungen ist, verkrustete Denk- und Handlungsstrukturen zu überdenken und sich im Zuge des beschleunigten Sozialen Wandels neu zu orientieren.

Zentrale Anhaltspunkte für eine solche Reflexion wichtigster Veränderungen familialer Lebenslagen bieten die von Münchmeier ausgewählten Kapitel, mit denen Fragen diskutiert werden, wann ein Familienleben heute als „normal“ charakterisiert werden kann, inwiefern Erziehungs- und Generationskonflikte miteinander in Verbindung stehen und ob unser Bild vom Kindsein heute noch stimmt. Darüberhinaus müsse ebenso reflektiert werden, was Jungsein heute bedeute, wie sich Lebensverläufe durch die Bildungsmobilität verändern und inwiefern sich die ungleiche Verteilung der Ressource Bildung auf die Chancen und Lebensverläufe junger Menschen auswirkt.

Sämtliche von Münchmeier exemplarisch extrahierten Themen zeigen deutlich, daß die vielfältigen Veränderungen von Lebensverhältnissen neue, ja akute Probleme in der Jugend-, Familien- und Gesellschaftspolitik aufwerfen, die mit althergebrachten Konzepten kaum zu lösen sind. Vielmehr sind Maßnahmen einzu-

leiten, die sich – den sozialen Veränderungen entsprechend – darauf konzentrieren müssen, menschenwürdige und sinnvolle Lebensformen für die junge Generation zu ermöglichen.

Münchmeier legt mit seinem Aufsatz einen Aufruf zu einer modernen, dem Wandel der Zeit entsprechenden innovativen Jugendhilfe vor, die sich aus den wesentlichen Befunden der empirischen Sozialforschung speist. Er benennt konkret das, was im Sinne einer adäquaten Reaktion aus sozial-, familien- und gesellschaftspolitischen Bedingungen neu konzeptualisiert und formuliert werden muß, um die Jugendhilfe im Bezug aus dem Sozialen Wandel handlungspraktisch zu (re-)formulieren.

Allen, die sowohl theoretisch als auch praktisch professionelle Jugend- und Familienarbeit leisten, kann dieser Artikel ebenso empfohlen werden wie jenen, die schon immer wissen wollten, an welchen Baustellen sich eine moderne Jugendhilfe für die Zukunft auszurichten hat. Sie werden nicht nur über die tatsächlich relevanten, empirisch belegten Forschungsbefunde zum Thema aufgeklärt, sondern auch motiviert, stets aus der Reflexion des Bestehenden heraus eine zeitgemäße Hilfe zur Nutzung aller Entwicklungschancen von Kindern, Jugendlichen und Familien anzubieten.

Bernd Birgmeier

### *Herzhaft bis schmerzhaft*

**Corinna Onnen-Isemann, Gertrud Maria Rösch (Hrsg.): *Schwestern: Zur Dynamik einer lebenslangen Beziehung*. Campus. Frankfurt am Main, New York 2005. 232 Seiten. 24,90 Euro.**

**Corinna Onnen-Isemann, Gertrud Maria Rösch: *Schwesterherz – Schwesterschmerz. Schwestern zwischen Solidarität und Rivalität*. mvg bei Redline. Heidelberg 2006. 192 Seiten. 15,90 Euro.**

Man sucht sie sich nicht aus, und man wird sie nie wieder los. Meistens begleiten sie einen länger als die Eltern oder die Partner oder die Kinder: Schwestern. Ihnen versuchen sich zwei Autorinnen zu nähern; gemeinsam haben sie zwei Schwestern-Bücher vorgelegt. Gertrud Maria Rösch ist Professorin für Literaturwissenschaft, Corinna Onnen-Isemann ist Professorin für Gender Studies, entsprechend unterschiedlich fallen ihre Blicke auf die Schwestern aus – und überraschend vielfältig sind die Überschneidungen in den Befunden.

Der Band, der die Dynamik der lebenslangen Schwesternbeziehung aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet, versammelt Beiträge eines Regensburger Symposiums von 2003. Im sozialwissenschaftlichen Teil werden soziologische, psychologische und juristische Aspekte diskutiert, die Bandbreite des kulturwissenschaftlichen Teils reicht von Klosterschwestern um 1500 über die Schwesternkonstellation in Mozarts *Così fan tutte* bis hin zu Adalbert Stifters *Zwei Schwestern* und zur Gegenwartsliteratur. Das ist fachwissenschaftlich höchst interessant, und wer es nicht ganz so speziell mag, aber dennoch ein gründlich erarbeitetes Buch zum Thema lesen möchte, der ist mit *Schwesterherz – Schwesterschmerz. Schwestern zwischen Solidarität und Rivalität* gut bedient.

Corinna Onnen-Isemann und Gertrud Maria Rösch erkunden die Eigenarten von Schwesternbeziehungen und die Unterschiede zu Bruder- bzw. Schwester-Bruder-Beziehungen. Auch hier spielt die erzählende Literatur eine wichtige Rolle, und wieder stellt sich die Frage nach kulturell vermittelten Beziehungsmustern, wie wir sie aus Geschichte und Kunst, Literatur, Film und Werbung kennen.

Häufig handelt es sich um Frauen, die Gegensätze verkörpern, doch ebenso gibt es in der Literatur immer wieder das symbiotische Schwesternpaar. Schwesternkonstellationen im Film seien noch nicht zusammenhängend untersucht. Die Verfasserinnen stellen eine Reihe von von sehr unterschiedlichen Filmen knapp vor, gemeinsam sei den filmischen Schwestern das Ziel: „Sie befinden sich auf der Suche nach ihrem ganz eigenen, ganz persönlichen Weg, der neben dem Miteinander das Gegeneinander zulässt und einschließt. Und genau das ist, was uns allen so erstrebenswert erscheint und als die ideale Lösung für einen Streit zwischen Schwestern angesehen wird.“ (67) Daß die Identitätsfindung und -bildung einer Schwester auf die andere bezogen ist, belegen literarische und filmische Beispiele ebenso wie psychologische und soziologische Studien.

Das Buch ist auch unterhaltsam zu lesen. Ob es sich nun um die bayerischen Prinzessinnen Helene und Elisabeth handelt oder um Caroline und Stéphanie von Monaco oder die Kessler-Zwillinge – es ermöglicht einen differenzierteren Blick auf Schwestern.

Die Schwestern-Studie der beiden Verfasserinnen vermittelt einen Einblick in sehr unterschiedliche Schwesterngeschichten. 101 Frauen im Alter zwischen 19 und 86 Jahren haben einen Kurzfragebogen ausgefüllt. Sie wurden nicht nur nach eigenen Schwestern gefragt,

sondern auch nach Schwesternbildern aus Film, Literatur und Medien. Zu den bekannten Schwestern in der Literatur gehört zum Beispiel das doppelte Lottchen, vielen bekannt sind öffentliche Schwestern wie Inge und Sophie Scholl. Daß die Schwestern Erika, Monika und Elisabeth Mann zu den sogenannten literarischen Schwestern gezählt werden, ist ein weiterer Beleg dafür, wie fließend die Grenzen zwischen Literatur und sogenannter Wirklichkeit sind.

Der Wechsel und die Mischung von Konkurrenz und Solidarität findet sich in den literarischen Schwesterngeschichten genauso wie in den historischen, den öffentlichen und den privaten. Ein Fragebogen samt Interpretationshilfen im Anhang ermöglicht den Leserinnen, über das Verhältnis zur Schwester strukturierter nachzudenken und vielleicht auch den Umgang mit den eignen Töchtern zu reflektieren.

Beide Bücher sind ausgezeichnete Beispiele, wie die sich wechselseitig erhellenden Perspektiven – die sozialwissenschaftliche und die kulturwissenschaftliche – zu überraschenden Erkenntnissen und präziseren Fragen führen können. Die literarischen Schwestern sind mit den sogenannten wirklichen offenbar verwandt, und das Feld der Schwesternwissenschaft ist ins Fiktionale erweitert.

Stefanie Haas

### *Bilanz und Programm*

**Johannes Huinink, Dirk Konietzka: Familiensoziologie. Eine Einführung. Campus Verlag. Frankfurt am Main, New York 2007. 246 Seiten. 16,90 Euro.**

Johannes Huinink von der Universität Bremen ist einer der bekanntesten deutschen Familiensoziologen und gleichwohl ein durch zahlreiche Forschungsarbeiten bestens ausgewiesener Vertreter dieser Spezies. Durch seine Forschungsbeiträge zieht sich als *cantus firmus* einmal „die sichere Gewissheit, dass die Familie nicht stirbt“ (220), zum andren auch und vor allem ein Bemühen um das Kerngeschäft der Familiensoziologie, d.h. um ihre Selbstbehauptung angesichts eines drohenden Bedeutungsverlustes und aggressiver Vereinnahmungsversuche durch Psychologie, Wirtschaftswissenschaften und andere Nachbarwissenschaften. Die Familie ist eben ein durch alle Lebensbereiche hindurchscheinendes „*phénomène social total*“ (Marcel Mauss), zudem ein höchst lebendiges, vielförmiges und eigensinniges. Daher läßt sie sich in ihrer Komplexität

und Dynamik, ihren Bedingtheiten wie Auswirkungen nicht aus der Perspektive und mit dem Instrumentarium nur einer Disziplin erfassen. Das darob entstehende Unbehagen ist allerdings nicht neu; man lese nur die Definitions- und Abgrenzungsetüden der jeweiligen Klassiker nach. Insofern läßt sich Huininks gemeinsam mit Dirk Konietzka vom *Max-Planck-Institut für demographische Forschung*, Rostock, verfaßte Familiensoziologie sowohl als Einführung lesen, d.h. als Bilanz der bisherigen Leistungen des Fachs, als auch als eine klassische Programmschrift, welche die Leistungsfähigkeit des Fachs inmitten von Abgrenzungsstreitigkeiten sowie Profilierungs- und Alleinstellungsversuchen ruhig und besonnen herausstellt.

Die Familiensoziologie steht in der Kontinuität einer langen Tradition und ist nach Überzeugung der Verfasser gut aufgestellt, um neuen inhaltlichen wie (wissenschafts)politischen Herausforderungen gerecht zu werden. Wie lösen die Verfasser diesen hohen Anspruch an Bilanz und Programm ein? Ihr Ziel ist es, „eine verständliche, systematische Einführung [zu] schreiben, die auf einem übergreifenden theoretischen Fundament ruhen und gleichzeitig die Vielfalt des Forschungsgebiets abdecken sollte“ (9). Dementsprechend macht der Überblick über Theorien und empirisch gesicherte Wissensbestände einschließlich einer kritischen Sichtung der verwendeten Forschungstechniken den Kernbestand des vorliegenden Bandes aus. Programmatische Ausführungen zur notwendigen weiteren Arbeit des Fachs sind im Schlußkapitel eher angedeutet als entfaltet. Da letztere aber auf der soliden Grundlage der vorangegangenen Kapitel formuliert sind, verdienen sie gleichwohl aufmerksame Beachtung.

Das theoretische Fundament und „Grundkonzept für die Familienforschung“, das die Verfasser aus ihrer kritischen Sichtung des bestehenden Theorieangebots ableiten, ist eine „lebenslauf- und mehrerebenenbezogene Handlungstheorie“ (217), ein Kürzel für das Versprechen, Komplexität und Dynamik familialer Wirklichkeiten über die Konzentration auf die jeweils lebenslaufspezifischen Interdependenzen der in ihr Handelnden in den Griff zu bekommen.

Aufbau der Arbeit, Argumentationsduktus und angeführte Beispiele lassen diesen Ansatz nicht nur plausibel, sondern auch sachgerecht und heuristisch fruchtbar erscheinen. Ein derart dezidiert erfahrungswissenschaftlicher Ansatz einer Familiensoziologie bereitet verständlicherweise jedwedem Definitionsversuch ihres Gegenstandes erhebliche Schwierigkeiten. Von „moving

targets" sprechen die Verfasser (215). Dementsprechend erscheint der ohnehin sehr sporadische Rückblick auf Fragestellungen und Forschungstraditionen der Familiensoziologie, neben der Stadtsoziologie immerhin die älteste Teildisziplin des Fachs, eher überflüssig bzw. allenfalls der Textsorte „Einführung“ geschuldet. Die Verfasser ziehen sich im zweiten Kapitel auf das Lebensformenkonzept des Statistischen Bundesamtes zurück: „Als Familie werden im Rahmen des Lebensformenkonzepts alle Eltern-Kind-Gemeinschaften, d.h. ein Ehepaar, nichteheliche und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften sowie allein erziehende Mütter und Väter mit ledigen Kindern im befragten Haushalt definiert. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um leibliche Kinder oder Stief-, Pflege- oder Adoptivkinder handelt“ (35). Zwei historisch oder sagen wir präziser: wandlungsbezogene Kapitel schließen sich an. Sie sollen belegen, daß Institutionalisierungs- (auch Desinstitutionalisierungs-), Differenzierungs- und Pluralisierungsprozesse das von den Verfassern bevorzugte Familienmodell und deren Forschungsoptionen sachgerecht erscheinen lassen.

Kapitel 3 wagt bezüglich der Familienformen einen Durchmarsch von der Antike bis zur Neuzeit. Hier angekommen, behandelt es den sogenannten „ersten demographischen Übergang“, also den „Rückgang von Kinderzahl und Sterblichkeit“ im Zuge der Industrialisierung (68–71), um schließlich auf der Mikro- wie der Makroebene Aufgaben und Leistungen der Familie im Hinblick auf die These vom „Funktionswandel der Familie“ zu erörtern (71f.).

Das vierte Kapitel bringt einen auf Europa zentrierten internationalen Datenvergleich zu den seit Mitte der 1960er Jahre als „Folge eines kulturellen Umbruchs“ (76) zu beobachtenden tiefgreifenden Wandlungsercheinungen familialer Lebensformen: Rückgang der Heirats-, Anstieg der Scheidungsziffern, Zunahme der Alleinlebenden sowie nichtehelicher Lebensgemeinschaften, Sinken der Geburtenrate, Zunahme der nichtehelichen Geburten, Bedeutungsverlust der Ehe als institutionellem Rahmen der Familiengründung und Kindererziehung, Anstieg des Heiratsalters und der Erstgeburt.

Diese Erscheinungen, genauer: die hier dargebotenen Daten werden in Kapitel 5 „Familie und sozialer Wandel“ in den Rahmen gängiger Wandlungstheorien gestellt und erörtert, also die Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung, die These der Desinstitutionalisie-

rung, die Individualisierungsthese und schließlich die vom Wertewandel.

Dabei zeigen die Verfasser, daß alle diese Thesen und Theorien die Vielfalt, z. T. auch Gegenläufigkeiten und Ungleichzeitigkeiten der Erscheinungen nicht zu erklären vermögen. Dies gilt auch für die „These des zweiten demographischen Übergangs“, also das Erklärungsmodell für die seit Mitte der 1960er Jahre einsetzenden Veränderungen. Ein Blick auf die Sozialpolitik- und Wohlfahrtsstaatsforschung rundet diesen Überblick ab. Hier wird die Behauptung diskutiert, daß eine „familialistische“, d.h. an traditionellen Familienbildern, vor allem an einem traditionellen geschlechterspezifischen Rollenmodell orientierte Familienpolitik familienfeindliche Auswirkungen habe. Wichtig ist der Hinweis der Verfasser auf die unterschiedlichen Erhebungskriterien, Zeiträume und Aggregationsniveaus der vorgelegten Daten und die damit verbundenen Schwierigkeiten bei der Interpretation.

Kapitel 6 „Familie und Lebensformen im individuellen Lebenslauf“ ist (neben Kapitel 8) die dem Theorieansatz der Verfasser am nächsten liegende Darstellung und Analyse familialer Wirklichkeiten. Partnerwahl und Eheschließung bzw. Wahl der partnerschaftlichen Lebensform, Trennung und Scheidung, Familiengründung und Geburt von Kindern werden in einem lebenslauf- und handlungstheoretischen Rahmen diskutiert. Drei biographische Problemstellungen stehen im Vordergrund: ein Perspektivenproblem (bezüglich der künftigen Lebensgestaltung), ein Ressourcenproblem sowie ein Vereinbarkeitsproblem (Familie-Beruf; Kosten-Nutzen, hier z.B. der „value of children“, VOC).

Kapitel 7 „Familie und soziale Ungleichheit“ resümiert die aus der Ungleichheitsforschung bekannten familienbezogenen Ergebnisse. Dabei werden neben den bekannten Dimensionen der Schichtungsforschung auch die „neuen“ Dimensionen sozialer Ungleichheit (z.B. Wohn- und Freizeitbedingungen) behandelt.

Kapitel 8 „Interaktion, Sozialisation und Alltagsorganisation in Familien“ widmet in einem weit zurückgreifenden Theoriebezug zunächst der Sozialisation und Erziehung der Kinder besondere Aufmerksamkeit. Hier zeigt sich, wie schwierig es ist, eine „Einführung“ mit der Darstellung eines neuen Theorieprogramms zu verbinden; vieles erinnert eher an ein Repetitorium; etwas angegraute Literatur wird ausgebreitet, z.B. Eleanor Maccoby oder Klaus Hurrelmann. Zudem fällt auf, daß die Bedeutung der Massenmedien, vor allem die der neuen Kommunikationstechniken, völlig übergangen

wird. Ausführlich fällt dagegen wieder die Erörterung von Zufriedenheit, Macht und Dynamik in Paarbeziehungen im Anschluß an Gary Becker aus. Ein Blick auf die Organisation des Alltags und die intergenerationellen Beziehungen schließen das Kapitel ab.

Das Schlußkapitel plädiert zunächst noch einmal für den Theorieansatz der Verfasser. Zudem notiert es einige (selbst)kritische Bemerkungen bezüglich „einer gewissen theoretischen und empirischen Fantasielosigkeit“ sowie den ausschließlich retrospektiven Charakter quantitativer Zeitreihenanalysen (218). Deutlich und bei Huinink nicht überraschend fällt der Hinweis auf blinde Flecken ökonomischer und demographischer Familienforschung aus: es fehlen „die kulturellen Determinanten familialer Entwicklung sowie die institutionellen Regelungen“ (219).

Auch weitere international und interdisziplinär angelegte Untersuchungen halten die Verfasser für dringend erforderlich. Schließlich sollte eine Familiensoziologie sich auch, in Abgrenzung zu modischen Trenduntersuchungen, daranmachen, Szenarien der künftigen Entwicklung zu entwerfen (vgl. 220).

Bei aller Zentrierung auf Dynamik und Pluralisierung familialer Wirklichkeiten betonen die Huinink und Kohnitzka wiederholt den tendenziellen Bedeutungszuwachs der Familie, dies vor allem angesichts der Überforderung des Sozialstaats (Leistungsabbau), d.h. vor allem im Hinblick auf die Wohlfahrtsleistungen der Familie (vgl. 72 und 119).

Man könnte darüber mäkeln, daß die Verfasser in ihren Theoriebezügen sehr selektiv vorgehen; so fehlt im Text jeder Hinweis auf die Arbeiten der Frankfurter Schule; im Sozialisationskapitel ist etwa Lawrence Kohlberg und die von ihm gegründete Forschungstradition völlig ausgespart (wie war das noch mit den kulturellen Determinanten?). Doch müssen wir uns vor Augen halten, daß es sich hier um eine „Einführung“, nicht um ein Handbuch handelt.

Der Sprachduktus der Verfasser grenzt – gemessen an der üblichen Soziologenprosa – an ein sprachliches Kunstwerk; weniger euphorisch: das Buch ist lesbar. Optisch verwirren die zur Verdeutlichung in den Text eingezwängten Subtexte. Doch sind diese wohl eher, wie die am Schluß eines jeden Kapitels aufgeführten „Orientierungsfragen“, dem didaktischen Charakter des Buches geschuldet. Eine ausführliche Bibliographie und ein Sachregister erhöhen seinen Nutzen.

Heinz Otto Luthe

## *An der Schnittstelle: Bildung und Erziehung zwischen Familie und Kita*

**Martin R. Textor (Hrsg.): Erziehungs- und Bildungspartnerschaft mit Eltern. Gemeinsam Verantwortung übernehmen. Herder. Freiburg u.a. 2006. 174 Seiten. 15,90 Euro.**

Ob es um die Eingewöhnung in der Kita geht, um den Übertritt in die Schule oder um alltägliche Erziehungsschwierigkeiten – wenn der Austausch zwischen Erzieherinnen und Eltern stimmt und die vielfältigen bereits bestehenden Angebote der Familienbildung bekannt sind und in Anspruch genommen werden, nützt das nicht nur den Kindern.

Martin Textor hat den Band herausgegeben und einige der Beiträge verfaßt, ergänzend sei auch seine Internetseite [www.erziehungspartnerschaft.de](http://www.erziehungspartnerschaft.de) empfohlen. Der erste Teil widmet sich der Erziehungs- und Bildungspartnerschaft in der Praxis. Textor stellt zahlreiche Möglichkeiten vor, Väter und Mütter einzubinden, und er gibt Hinweise zu erfolgreichen Elterngesprächen. Der zweite Teil beschäftigt sich mit Konzepten und Inhalten der Elternbildung: hier stellt zum Beispiel Bernhard Kalicki einige Elternprogramme vor, und Werner Lachenmaier präsentiert einige Internet-Angebote, besonders ausführlich das (von ihm mitverantwortete) Familienhandbuch online. Dieses Angebot ist für den Nutzer mit geringen Kosten verbunden und um jede Tages- oder Nachtzeit abrufbar, zudem seien auf diesem Wege auch Väter und Söhne erreichbar. Ein weiterer nicht zu unterschätzender Vorteil ist die Anonymität.

Das Buch berichtet nicht nur von bestehenden Projekten, es wagt – im dritten Teil – auch einen Blick in die Zukunft der Erziehungs- und Bildungspartnerschaft. Die Beiträge sind von überschaubarer Länge und gut gegliedert, sie sind informativ und verständlich, und die Literaturhinweise zu den einzelnen Themen ermöglichen einen umfassenderen Einblick. Die aktuellen Bildungs- und Erziehungspläne und ihre praktische Umsetzung ziehen sich durch viele der Beiträge. Der Band ist ein erfreuliches Beispiel für ein Ineinander von Theorie und Praxis, er ist eine Anregung für alle, die sich an der Schnittstelle von Familie und Kindertageseinrichtung dafür einsetzen, daß Erzieher und Eltern gemeinsam Verantwortung übernehmen und sich gegenseitig unterstützen.

Stefanie Haas

## Bestandsaufnahme eines demographischen Phänomens

**Dirk Konietzka, Michaela Kreyenfeld (Hrsg.): Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland.** VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2007. 429 Seiten. 34,90 Euro.

In den aktuellen politischen Diskussionen spielen niedrige Geburtenraten in Deutschland eine bedeutende Rolle. Der Sammelband „Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland“ ist eine Zusammenfassung des soziologischen Forschungsstandes zu diesem Thema. Der einleitende Beitrag von **Michaela Kreyenfeld** und **Dirk Konietzka** bietet eine ausführliche Darstellung der vorhandenen statistischen Daten. Es zeigt sich zunächst, daß Kinderlosigkeit in Deutschland kein neues Phänomen ist: Die Anteile Kinderloser unter den Geburtsjahrgängen 1895-1914 waren durchgängig sehr hoch (33→28%). Für die Geburtsjahrgänge ab 1930 ging der Anteil der Kinderlosen deutlich zurück und erreichte seinen niedrigsten Stand für die Kohorte 1935-1939 (18%; vgl. Tabelle 5, S. 27). Mit den Geburtskohorten ab 1950 nahm das Ausmaß der Kinderlosigkeit in Deutschland wieder zu. Diese Zahlen weisen einen klaren Trend auf, müssen jedoch unter Berücksichtigung folgender Faktoren betrachtet werden: Die bevölkerungsstatistischen Daten in Deutschland geben keine genaue Auskunft über die Zahl der kinderlosen Frauen, weil die Geburten nach dem Prinzip der Rangfolge in der bestehenden Ehe und nicht nach dem der biologischen Rangfolge erfaßt werden. Auch die Daten des Mikrozensus sind lückenhaft, weil diese lediglich über die Zahl der im Haushalt lebenden Kinder Auskunft geben, nicht aber über die tatsächliche Zahl eigener Kinder. Nach Schätzung der Autoren werden in Westdeutschland „voraussichtlich mehr als 20% der 1965 geborenen Frauen und möglicherweise 30% der höher gebildeten Frauen des gleichen Jahrgangs ohne eigene Kinder bleiben“ (11). Die Zahl derjenigen, die aus medizinischen Gründen keine Kinder haben können, wird auf 5 bis 10% geschätzt (vgl. 15).

**Jürgen Dorbritz** und **Kerstin Ruckdeschel** vergleichen das Ausmaß der Kinderlosigkeit in Ost- und Westdeutschland. „Einer hohen Kinderlosigkeit im Westen steht eine stärkere Orientierung auf die Zwei-Kind-Familie im Osten gegenüber“ (50). Die Autoren beziehen sich auf unterschiedliche Schätzansätze der Anteile kinderloser Frauen für die Geburtsjahrgänge 1940-1975 und stellen fest: „Im Osten ist die Kinderlosigkeit letzt-

lich bis zum Geburtsjahrgang 1965 mit 10 Prozent niedrig geblieben“ (50). Im weiteren bringen die Autoren die Situation in Deutschland in Relation zu anderen europäischen Ländern und zeigen, daß Deutschland neben der Schweiz ein „Spitzenreiter bei der Kinderlosigkeit“ ist (77).

Der niedrigste Anteil der Kinderlosen im europäischen Raum hat Frankreich. **Katja Köppen, Magali Mazuy** und **Laurent Toulemon** setzen sich mit dem Thema Kinderlosigkeit im deutsch-französischen Vergleich auseinander. Sie finden eine klare Parallele: „Trotz der guten Rahmenbedingungen, die es Frauen erleichtern, Beruf und Familie miteinander zu vereinbaren, bleiben auch in Frankreich Akademikerinnen häufiger kinderlos als Frauen mit einem niedrigeren Bildungsniveau“ (102).

**Gerda Neyer, Jan M. Hoem** und **Gunnar Andersson** untersuchen den Zusammenhang zwischen Kinderlosigkeit, Bildungsrichtung und Bildungsniveau in Schweden und kommen zum Schluß, daß Bildungsrichtung und Berufsfeld das Ausmaß der Kinderlosigkeit mehr beeinflussen als das Bildungsniveau.

Der Aufsatz von **Hildegard Schaeper** befaßt sich ebenfalls mit der Problematik der Familiengründung von Hochschulabsolventinnen. Akademikerinnen aus den neuen Bundesländern, die ihr Studium nach der Wiedervereinigung aufgenommen haben, bekommen ihr erstes Kind nur selten vor dem Abschluß, ähnlich verhält es sich in den alten Bundesländern. Nach dem Studium werden ostdeutsche Akademikerinnen jedoch schneller und häufiger Mütter als ihre westdeutschen Kolleginnen. Die Ursachen dafür sieht die Autorin einerseits in der „Persistenz der ostdeutschen Geschlechterkultur, in der Müttererwerbstätigkeit und institutionelle Kinderbetreuung selbstverständlich sind“ (163), und andererseits in den besseren Kinderbetreuungsmöglichkeiten im Osten.

Zu einem ähnlichen Schluß kommt auch **Mandy Boehlke**. Sie erklärt die niedrigere Kinderlosigkeit bei ostdeutschen Akademikerinnen mit einer höheren Schätzung der Familienwerte („kultureller Familialismus“) bei besseren Rahmenbedingungen außerfamilialer Kinderbetreuung („struktureller Defamilialismus“, vgl. 312). Konkrete Beispiele dafür findet man in der qualitativen Studie von **Laura Bernardi** und **Sylvia Keim**, die vier Fallgeschichten von 29-30jährigen höher gebildeten berufstätigen Frauen vergleichen.

**Heike Wirth** vergleicht Paare mit verschiedenen Bildungskonstellationen und findet heraus, daß „Paare mit

einem Bildungsgefälle zugunsten der Frauen mit einer etwas höheren Wahrscheinlichkeit kinderlos sind als bei einer hohen Qualifikation beider Partner" (194). Die Autorin liefert keine Erklärung dafür, aber vermutlich spielen hier ökonomische Gründe bei der Entscheidung gegen Kinder eine Rolle.

Mit dem ökonomischen Aspekt von Kindererziehung beschäftigen sich ausführlich **Michael Stegmann** und **Tatjana Mika**. Mit Bezug auf die deutschen Rentenversicherungsdaten untersuchen sie den Zusammenhang zwischen der Kinderzahl und dem Erwerbs- und Alterseinkommen im West-Ost-Vergleich. Ihre Ergebnisse zeigen, daß das Aufziehen von Kindern besonders in Westdeutschland mit einer ökonomischen Benachteiligung der betroffenen Frauen bzw. Paare verbunden ist. Es liegt daran, daß Frauen in Ostdeutschland nach der Kindererziehungsphase in der Regel eine Vollzeitbeschäftigung aufnehmen. Im Westen hingegen sind es – wenn überhaupt – meist Teilzeitbeschäftigungen.

Neben strukturellen Aspekten wie Arbeitsmarktbedingungen ist eine individuelle Motivation zur Elternschaft von großer Bedeutung. **Jan H. Marbach** und **Angelika Tölke** zeigen, daß der Kinderwunsch besonders stark bei den Menschen ausgeprägt ist, die vor allem einen psychologischen Nutzen mit Kindern verbinden. **Jan Eckhard** und **Thomas Klein** untersuchen geschlechtsspezifische Unterschiede in der Motivation zur Elternschaft. Für Frauen spielen immaterielle Beweggründe eine größere Rolle. „Als ein männerspezifischer Einflussfaktor der Motivation zur Elternschaft muss die Stabilität der Paarbeziehung angesehen werden" (293).

Die abschließenden Beiträge befassen sich mit Erklärungsansätzen der Kinderlosigkeit. **Heike Kahlert** versteht den Geburtenrückgang als Folge der „herrschenden, institutionengestützten strukturell ungleichen geschlechtlichen Arbeitsteilung" (359). Die Analysen von **Torsten Schröder** zeigen, daß „aktuelle Kinderlosigkeit nicht gewollt, sondern das Resultat eines immer wiederkehrenden ‚flexiblen‘ Aufschiebens des Kinderwunsches ist" (396). **Günter Burkart** sieht eine „fehlende Stabilität der Paarbeziehung (oder überhaupt eine fehlende Beziehung)" (412) als Ursache der Kinderlosigkeit und spricht von einer „Kultur des Zweifelns".

Der Sammelband beleuchtet das Thema Kinderlosigkeit in Deutschland in zahlreichen Facetten und ist damit eine gelungene Bestandsaufnahme dieses demographischen Phänomens.

Elena Reinhard-Kovaleva

## Politik(wissenschaft), Wirtschaftswissenschaft

### *Die hohen Werte und die Wirklichkeit*

**Christine Henry-Huthmacher (Hrsg.): Politik für Familien. Wege in eine kinderfreundliche Gesellschaft. Herausgegeben im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung. Herder. Freiburg u.a. 2006. 226 Seiten. 13 Euro.**

Bei der Lektüre dieses Sammelbandes kommt einem öfter der Spruch in den Sinn: Es ist schon alles gesagt, aber noch nicht von allen. Auch haben manche Autoren das, was sie zu sagen haben, noch nicht überall gesagt. Nun ist niemand so kreativ, daß ihm ständig etwas Neues einfällt, zumal zu Problemen, die inzwischen bis zum Überdruß öffentlich diskutiert sind. Da das Buch im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung herausgegeben wurde, durfte man immerhin neugierig sein, ob denn von dort neue Akzente kommen, vom Mainstream vielleicht abweichende Antworten. Mein Befund dazu ist nicht berauschend.

Die Herausgeberin, **Christine Henry-Huthmacher**, beschränkt sich einleitend auf eine knappe Skizze der bekannten Phänomene: sinkende Geburtenrate, Differenzierung der Familien- und Lebensformen, Defizite bisheriger Familienpolitik und neue Ansätze.

Es folgen drei Beiträge von **Wassilios E. Fthenakis**, dem bekannten Experten für Fragen der frühkindlichen Entwicklung und Erziehung. Der umfangreichste seiner Texte stellt die Veränderungen dar, die die Familie in der modernen Gesellschaft durchmacht, und skizziert Perspektiven zeitgemäßer Familienpolitik. Bemerkenswerte Akzente scheinen mir allenfalls die Hervorhebung der Bildungspolitik und des prozessualen Aspekts von Familie. Der zweite Beitrag des Autors ist den Vätern gewidmet, die künftig mehr sein müßten als Brotverdiener. Der dritte richtet die Aufmerksamkeit auf Veränderungen, welchen die familialen Beziehungen unterworfen sind in einer Gesellschaft, in der die Ehescheidung zunehmend zu einer selbstverständlichen Option wird.

Fthenakis gibt sich weder mit konservativen noch mit liberalen Antworten zufrieden, doch sein Plädoyer für die Stärkung der Kompetenzen und der Selbstheilungskräfte der Familien bleibt wohlfeil. Es markiert aber zweifellos eine Hauptaufgabe beispielsweise kirchlicher Ehe- und Familienbildung und Beratung.

In einem 50seitigen Beitrag breitet **Hans Bertram**, der federführende Experte für den 7. Familienbericht, noch einmal seine Befunde aus und plädiert für eine „nachhaltige Familienpolitik“, die nicht mehr den Vorstellungen der heute 50- bis 70jährigen folgen dürfe, sondern die Rahmenbedingungen für Familien gemäß den Lebensperspektiven der jungen Erwachsenen so gestalten müsse, daß auch Kinder in deren Lebensentwurf Raum finden können.

**Ilse Wehrmann**, langjährige Vorsitzende der evangelischen Kindergärten in Deutschland und seit 1990 Abteilungsleiterin der Bremischen Evangelischen Kirche, gibt aus ihren beruflichen und lokalen Bremer Erfahrungen einen Überblick über Möglichkeiten kommunaler Familienpolitik in der Vernetzung der lokalen Potentiale, insbesondere auch der kirchlichen Kräfte. Die Darstellung der vielfältigen Betreuungseinrichtungen und -formen der evangelischen Kirche in Bremen ist anregend, aber streckenweise allzu detailverliebt – bis hin zu Beispielschilderungen wie Informationen über gentechnisch veränderte Lebensmittel und über Kanu-Touren für Mütter und Kinder.

Die fast ideal erscheinende „Betreuungslandschaft“ Bremens steht ganz im Gegensatz zu dem vorhergehenden Klagegedicht der Autorin über die diesbezüglichen Defizite in Deutschland. Ganz überflüssig sind die ersten beiden Abschnitte des Beitrags mit ihren Wiederholungen aus zweiter Hand und stellenweise arg einfacher Polemik, z. B. gegen das Ehegattensplitting, auch mit Widersprüchen, beispielsweise zwischen der Klage über Kinderarmut und der Forderung, das Kindergeld zugunsten von Betreuungseinrichtungen abzuschaffen. Was die Konrad-Adenauer-Stiftung so alles verbreiten läßt!

Instruktiv ist der Beitrag von **Ulrich Mückenberger**, Professor für Arbeits- und Europarecht in Hamburg, über die „zeitpolitische Wende“ in der Familienpolitik, insoweit er das Konzept Zeitpolitik im Kontext des 7. Familienberichts darstellt. Dessen neue Zielsetzung erklärt er so: Die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit wird nicht mehr über transfargestützte weibliche Teilzeitarbeit angestrebt, sondern durch strukturelle Unterstützung von Elternschaft und Erwerbsarbeit beider Geschlechter. Zeitpolitik heißt darin: auf die Lebenslagen von Familien bezogene Verbesserung der zeitlichen Möglichkeiten in den Betrieben, den Betreuungseinrichtungen, in Schulen und Kulturinstitutionen, im Arbeits- und Sozialrecht. Lokale Allianzen für Familien sollen diesen Prozeß fördern. Das ist alles einsichtig,

aber die Frage, ob mit dieser Politik nicht andere Optionen von Eltern ungebührlich eingeschränkt werden, bleibt gestellt.

Den provokantesten Beitrag zu dem Band liefert meines Erachtens **Warnfried Dettling**, Publizist und Politikberater, unter der einfachen Überschrift „Familienkultur“. Auch das, was Dettling schreibt, ist für Leser, die den Autor schon kennen, nicht neu. Aber da er zu den Grundfragen des Familienverständnisses und seiner Entwicklung vordringt, sei hier abschließend etwas ausführlicher darauf eingegangen. Zwar zeichnet Dettling seine mentalitätsgeschichtlichen und soziologischen Linien etwas großzügig und formuliert manche Wertungen sehr pauschal. Aber insgesamt liefert er einen nachdenklich machenden Essay zur Überprüfung und Revision tradierter Familienbilder, die heute nur zu verteidigen, so die These, den Familien gerade nicht helfe. Dettling geht – bei aller Hochschätzung der „bürgerlichen Familie“ – von heute unhintergehbaren Bedingungen aus, nämlich Gleichberechtigung der Frauen und ihrer Erwerbstätigkeit. Unter diesen Bedingungen wirke das Insistieren auf der herkömmlichen Familie mit ihrer klaren Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau, ob in den Wertvorstellungen der Menschen oder in der Politik, kontraproduktiv. Dazu sei hier einiges zum Nachdenken zitiert.

Könnte es sein, so fragt Dettling, daß die besonders niedrigen Geburtenraten in Europa heute nicht zufällig vor allem in eher katholisch geprägten Ländern zu finden sind? „Könnte es sein, dass es einen Zusammenhang gibt: je höher die Familienwerte im Himmel hängen, desto weniger Kinder und Familien gibt es hienieden auf Erden? Über die tieferen Ursachen müsste man nicht lange spekulieren: Je überzeugender die Reden von den Familienwerten, je mehr auch junge Frauen sie verinnerlicht haben, um so eher werden sie sich fragen, ob sie diesen Familienwerten gerecht werden können, vor allem dann, wenn sie, gut ausgebildet, wie sie sind, auch noch etwas anderes vom Leben erwarten. Und so lassen sie denn einfach alles beim Alten: Keine Kinder und keine Familie. So sind es denn gerade die Familienwerte und die Hintergrundbotschaften, was eine gute Mutter und eine gute Familie zu sein habe, die zuverlässig als kulturelle Blockaden für mehr Kinder und Familien wirken.“ (118)

Und weiter zu einem Gegenbild: „Was haben Länder wie die Vereinigten Staaten von Amerika und Finnland, Frankreich und Schweden und überhaupt die nordischen Länder miteinander gemeinsam? Diese Länder

sind ja sehr verschieden, gerade auch was ihre ‚Familienpolitik‘ betrifft, haben entweder gar keine oder eine ausgebaute öffentliche Betreuung, kennen weit reichende oder nur sehr beschränkte steuerliche Entlastungen. Was haben sie gemeinsam? Man kann es in zwei Sätzen zusammenfassen: In allen diesen Ländern gibt es relativ viele Kinder (USA: 2,1; Frankreich: 1,9; Skandinavien: um 1,7). Und in allen diesen Ländern wird die Berufstätigkeit von Müttern als kulturell selbstverständlich und ökonomisch notwendig akzeptiert. In keinem dieser Länder steht eine berufstätige Mutter unter Rechtfertigungszwang. ‚Rabemutter‘ ist ein deutsches und nur ein deutsches Wort. Die abstrakte Wertedebatte über ‚Familienwerte‘ ist eher unterentwickelt oder so wenig existent wie der Begriff der ‚Familienpolitik‘. Dafür werden die ‚Hürden‘ für Kinder und Familien kulturell und politisch niedrig gehängt, es ist deshalb leichter, sie zu überspringen, und entsprechend mehr junge Frauen und Männer tun es denn auch“ (118f.).

In der Tat, Familienwissenschaften, öffentliche Diskussion und Familienpolitik sollten alles dafür tun, die Diskrepanz zwischen den viel beschworenen hohen Werten und der gesellschaftlichen Realität zu überwinden.

Bernhard Sutor

### *Zerstückelung des Familienalltags*

**Entgrenzung von Arbeit und Leben. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“ 34/2007. 40 Seiten. Herunterzuladen auf [www.bpb.de/publikationen](http://www.bpb.de/publikationen).**

Hier das Privatleben, da das Arbeitsleben – und dazwischen? Da gab es früher eine Grenze. Die ist in Auflösung begriffen, Entgrenzung nennen das die Sozialwissenschaftler. Doch wer sorgt für Abgrenzung, wenn sich die Grenzen auflösen? Wer zieht zeitliche und räumliche Grenzen, damit beispielsweise die Familie ein geschützter Raum bleibt? Sind die Grenzzieher für die Arbeitgeber weniger interessant als jene, die sich grenzenlos zu Verfügung stellen?

**Karlheinz A. Geißler** überschreibt seinen Aufsatz mit „Der Angriff auf Raum und Zeit“. Eindrucksvoll schildert er, wie die Parallelisierung von Abläufen und Prozessen zur Zeitverdichtung führt und wie sich durch die Beschleunigung unser Umgang mit Raum und Zeit ändert.

**Michaela Schier** und **Karin Jurczyk** befassen sich mit der Familie als „Herstellungsleistung“ und erörtern die

Eigenarten des *Doing Family*: „Da Familie nicht auf lineare Zweckerfüllung zielt, sondern auf emotionale und oft körpergebundene Prozesse, deren besondere Qualität und Sinnsetzung gerade darin besteht, nicht rational kalkuliert zu sein, sondern zu ‚geschehen‘, erfolgt das *Doing Family* nicht unbedingt immer zielgerichtet, intentional und geplant, sondern häufig beiläufig.“ (11)

Die Flexibilisierung und Entrhythmisierung von Arbeitszeiten bewirkt eine Zerstückelung des Familienalltags: „Raumzeitliche Entgrenzungsprozesse des Erwerbsbereichs bedingen, dass *Familie heute zunehmend in den Zeitlücken der Erwerbsarbeit gelebt werden muss*.“ (15) Wie und wieso die Gestaltung des Verhältnisses von Arbeit und Leben zur Leistung der Person wird, das erläutern **Kerstin Jürgens** und **Günter Voß**. Jeder einzelne hat für die Abgrenzung zu sorgen, es bleibt eine schwierige, in vielen Fällen wohl unerkannte Aufgabe, die Privatheit gegen Übergriffe zu schützen. Zwei weitere Texte beschäftigen sich mit Anspruch und Wirklichkeit familienfreundlicher Betriebe und mit der Work-Life-Balance im Topmanagement.

Dieses äußerst lesenswerte Heft kann dazu beitragen, Entgrenzungen und Übergriffe überhaupt wahrzunehmen und ihnen entgegenzutreten. Insofern ist es hilfreich und unverzichtbar für alle, die sich für Familien und schützende Grenzen einsetzen.

Stefanie Haas

### *Knapp und informativ*

**Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Monitor Familienforschung. Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik: Wertorientierte Erziehung, Haushalt und Beruf: Herausforderungen und Unterstützungen für Familien. Ausgabe 4–8, 2006. Herunterzuladen auf [www.bmfsfj.de](http://www.bmfsfj.de) unter „Publikationen“.**

Gleich vorneweg: der Titel bezieht sich auf nur einen von fünf *Monitor*-Beiträgen aus dem Jahr 2006, die hier zusammengefaßt wurden und völlig unterschiedliche Themen behandeln.

**Monitor 4: Mütter und Beruf, Realität und Perspektiven.** – Statistiken belegen, daß der Wunsch nach gleichberechtigter Partnerschaft gegenüber den 80er Jahren zugenommen hat, weibliche Berufstätigkeit selbstverständlich geworden ist. Zwar nehmen 85% aller Mütter Elternzeit, würden sich aber eine flexible

Teilzeittätigkeit wünschen; ein Wunsch, der für ca. die Hälfte der Frauen nicht erfüllbar ist. Hindernisse sind: wenig flexible Teilzeittätigkeiten, schlechte Kinderbetreuungsmöglichkeiten und die Sorge, daß eine institutionelle Betreuung nicht gut ist. Langfristige Ziele in Deutschland müssen sein, die beruflichen Nachteile für Mütter abzubauen, eine familienfreundliche Arbeitswelt zu schaffen und mehr Engagement der Väter zu ermöglichen. Vorbilder hierfür gibt es im Ausland, aber auch im Inland bahnen sich Wege an (z.B. Allianz für Familie).

**Monitor 5: Haushaltsnahe Dienste – neue Formen der Familienförderung.** – Vorgestellt werden Formen steuerlicher Vergünstigungen haushaltsnaher Dienste, um Eltern die Familienarbeit zu erhalten, um Familien selbst zu Akteuren auf dem Arbeitsmarkt zu machen. Dabei geht es in concreto um Formen der Kinderbetreuung, der Unterstützung bei Pflege sowie um haushaltsnahe Dienste, die bislang häufig auf dem Schwarzmarkt florieren. Mittlerweile gibt es etliche lokale Bündnisse, die die Qualität solcher Dienste überprüfen.

**Monitor 6: In Familien wirksam investieren – Familienleistungen in Deutschland.** – Hier soll ein Überblick über Maß und Wirkung der historisch gewachsenen Leistungen gegeben werden. Statistiken zu Sach- und Barleistungen für Familien in der EU werden vorgestellt. Auch strittige Punkte in der Familienpolitik werden andiskutiert: das Ehegattensplitting, die Finanzierung der familienpolitischen Leistungen, die Einberechnung der Kosten für Kindergarten/Schule in die Familienförderung oder die Beitragsfreiheit von Kindern in der Krankenversicherung, die Anrechnung von Erziehungszeiten in der Rentenkasse als familienpolitische Leistung. Als Defizit muß angemahnt werden, daß die Ganztagsbetreuung nur für die 3- bis 6jährigen diskutiert wird, nicht aber die Ganztagschule für ältere Kinder.

**Monitor 7: Werteorientierte Erziehung in Deutschland.** – Ausgehend von den Ergebnissen der Shell-Jugendstudie 2006 wird vorgestellt, daß es ein stabiles Wertesystem Jugendlicher gibt, in dem Familie einen hohen Stellenwert einnimmt. Das Familienklima und Gesprächsverhalten werden von den meisten als positiv beurteilt. Deutlich wurde aber auch, daß Eltern Unterstützungsbedarf sehen und die Hälfte Unsicherheiten in Erziehungs- und Wertefragen signalisierten. Monitor stellt konkrete praktische Hilfen vor: Elternschulen, Eltern- und Kindkurse (z.B. EFFEKT), Ausbau von Kinder-

betreuungsseinrichtungen zu Nachbarschaftszentren, Mehrgenerationenhäuser, Stärkung der Qualifikation in wertbezogener Erziehungskompetenz von Erzieherinnen, Integrationsarbeit.

**Monitor 8: Familienbewusste Personalpolitik als Bestandteil der Unternehmenskultur.** – Die demographische Entwicklung und der Fachkräftemangel machen deutlich, daß gut ausgebildete Mütter ein ungenutztes Potential darstellen, da insgesamt 40% im Westen und 22% im Osten Deutschlands nach der Elternzeit nicht mehr in den Beruf zurückkehren. Vorge stellt wird der Status quo der Erwartungen von Beschäftigten in Unternehmen ebenso wie die aktuelle Familienfreundlichkeit der deutschen Wirtschaft. Vorgestellt werden aber auch die notwendigen familienfreundlichen Maßnahmen (von flexibler Arbeitszeit bis hin zu Serviceleistungen für Familien) und die betriebswirtschaftlichen positiven Effekte familienfreundlicher Betriebe.

Die *Monitor*-Veröffentlichungen sind sehr gut geeignet zu einer ersten und raschen Information über die jeweils vorgestellten Aspekte, der Titel der Gesamtveröffentlichung ist jedoch irreführend.

Barbara Staudigl

### *Näher dran an den Familien: gute Beispiele aus den Kommunen*

**Nora Schmidt (Hrsg.): Handbuch kommunale Familienpolitik. Ein Praxishandbuch für mehr Familienfreundlichkeit in Kommunen. Lambertus Verlag. Freiburg 2006. 416 Seiten. 18,20 Euro.**

Wer beim Stichwort „Familienpolitik“ die Nase rümpft, weil das ja allenfalls gut gemeint, in der Sache aber sehr, sehr weit weg sei von den real existierenden Familien, den könnten viele gelungene Beispiele auf kommunaler Ebene überzeugen: Kooperationen von Altenheimen und Kindertagesstätten, Berufseinstiegspaten, ein Haushalts-Organisations-Training, Senioren und Jugendliche, die sich im Internet-Café begegnen, Integrationsprogramme – um nur einige zu nennen. Nora Schmidt hat ein Handbuch herausgegeben, das ein Fülle von Informationen, erfreulichen Beispielen und Anregungen versammelt. Die kurzen und allgemeinverständlichen Aufsätze, von Fachleuten verfaßt, vermitteln ein solides Basiswissen, und die Erfahrungen aus den Gemeinden, Städten und Landkreisen zeigen, was sich wie umsetzen läßt.

Gegliedert ist das Handbuch in fünf Teile. Teil eins mit dem Titel „Bedingungen: Grundlagen begreifen“ bietet eine gute Einführung ins Thema, erörtert den Wandel der Familie aus soziologischer Sicht, die Möglichkeiten der Familienpolitik, den Zusammenhang von kommunaler Familienpolitik und demographischem Wandel und bietet einen Blick ins europäische Ausland. Im zweiten Teil werden die Aufgaben und Instrumente kommunaler Familienpolitik präsentiert, neben zwei Überblicks-Aufsätzen werden unter anderem die kommunalen Familien-Tische vorgestellt und die lokalen Bündnisse für Familie.

Der umfangreichste Teil des Handbuches ist der dritte: „Erfahrungen: Von guten Beispielen lernen“. Sieben Handlungsfelder zeigen, wie vielfältig kommunale Familienpolitik sein kann. Hier geht es unter anderem um familienfreundliches Wohnen, Familie und Bürgergesellschaft, Integration, Zusammenleben der Generationen oder finanzielle Hilfen. Die Beispiele sind übersichtlich vorgestellt, auf einen Blick kann man sich ein Bild machen von der Kommune, von Anlaß und Motivation, Zielgruppe, beteiligten Akteuren, Umsetzungsschritten; ergänzt wird die knappe Darstellung mit einem Fazit und den Kontaktdaten. Über die Finanzierung informiert der vierte Teil, und ein sehr hilfreicher Serviceteil mit vielen wichtigen Adressen und Verzeichnissen beschließt den Band.

In vielen Büchern zur Familienpolitik wird gefordert und geschimpft und behauptet und wiederholt. Dieses Buch ist anders: es bietet kein Gejammer, sondern viele gute Beispiele, die zur Nachahmung anspornen, und mit den Aufsätzen Argumentationshilfen. Ein empfehlenswertes Kompendium für alle, die auf kommunaler Ebene etwas für Familien tun wollen.

Stefanie Haas

### *Wie das Recht das Familienverständnis verändert*

**Dieter Schwab: Familie und Staat. In: Jahres- und Tagungsbericht der Görres-Gesellschaft 2006, S. 13–30.**

In der öffentlichen Diskussion über Familienpolitik stehen ökonomisch-soziale Fragen im Zentrum der Aufmerksamkeit. Weniger Beachtung findet die starke Bedeutung der Rechtspolitik für den Wandel des Familienverständnisses bei staatlichen Organen mit weitgehenden Wirkungen auch in die Gesellschaft. Der vorlie-

gende Aufsatz wurde als Festvortrag auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft 2006 in Regensburg gehalten. Der Regensburger Rechtswissenschaftler und Fachmann für Ehe- und Familienrecht stellt die Veränderungen der Familie durch die staatliche Rechtssetzung in den vergangenen Jahrzehnten dar.

Im ersten Teil bietet Schwab zunächst eine knappe, instruktive Skizze der historischen Grundlagen vom Ancien Régime über Aufklärung, Restauration und 19. Jahrhundert, an dessen Ende, ins 20. Jahrhundert tradiert, unser herkömmliches Familienverständnis steht: Die Familie als dem Staat vorgegebene soziale Institution, vom Staat zu schützen, aber nur eingeschränkt seiner gesetzgeberischen Gestaltung unterliegend, weil das Recht gegenüber der sittlichen Substanz der weiterhin autonomen Familie sekundär ist.

Es ist erhellend und macht nachdenklich, bei Schwab zu verfolgen, wie weitgehend dieser Familienbegriff inzwischen durch neues Recht verändert, ein Stück weit wohl schon aufgelöst ist. Hauptschritte dazu nach Schwab: Die Trennung der Familie von der Ehe und das Aufbrechen ihrer institutionellen Form durch vielfältige Reformen, so des Scheidungsrechts, des Kindschaftsrechts, des elterlichen Sorgerechts, des Unterhaltsrechts, neuerdings auch durch Favorisierung der Doppelverdiener-Ehe (Elterngeld u. a.).

Der Rang der Ehe ist dem Gesetzgeber zweifelhaft geworden. Eheloses Zusammenleben wird nicht nur als Ausdruck freier und privater Entscheidung geduldet, sondern auch schon ansatzweise zu einer rechtlichen Einrichtung. Die Leitkategorie der „modernen“ Gesetzgebung heißt nicht mehr Familie, sondern Kindeswohl. Sie dient zur Begründung weitgehender staatlicher Eingriffe in die Familie, wobei der Begriff der Familie ausgeweitet wird auf fast alle Formen privaten Zusammenlebens.

Gegenläufig zu den Liberalisierungstendenzen kehrt nach Schwab das alte Familienbild im Sozialrecht wieder, und zwar über die Kategorie der „Bedarfsgemeinschaft“, für die der Sozialstaat Unterhaltspflichten für ihre schwächeren Mitglieder finanziell geltend macht. Schwabs Fazit: Die Verfassungsgarantie für die Institution Familie bietet der Definitions- und Interventionsmacht des Staates offenbar wenig Widerstand. Die Familie ist nicht mehr die von sittlicher Substanz getragene autonome Gemeinschaft zwischen Individuum und Staat. Immunität dem Staat gegenüber gibt es nicht mehr als Anspruch der Familie, sondern als Effekt individueller Persönlichkeitsrechte.

Schwabs Ausführungen sind ebenso eindrucksvoll wie bedrückend. Sie hinterlassen aber auch eine gewisse Ratlosigkeit. Mir fehlt – vielleicht in diesem Rahmen eines Vortrags nicht zu leisten – die Gegenrechnung. Vieles von dem, was Schwab an neuem Recht skizziert, war doch wohl unumgänglich; sowohl vor dem Hintergrund früherer autoritärer Verhältnisse, die Schwab im ersten Teil verdeutlicht, als auch im Rahmen der Ordnung des Grundgesetzes. Das gilt für die Gleichberechtigung der Ehegatten ebenso wie für die rechtliche und soziale Sicherung der unehelichen Kinder, die Neuordnung des elterlichen Sorgerechts einschließlich stärkerer Schranken gegen seinen Mißbrauch. Offensichtlich ist es den konservativen politischen Kräften in unserem Land nicht gelungen, für diesbezüglich zwingende Reformen Wege zu finden, wie man sie mit einem der Tradition verpflichteten Begriff von Familie besser hätte vereinbaren können. Für dieses intellektuelle und politische Defizit tragen auch kirchliche Kräfte eine erhebliche Mitverantwortung. Wir müssen uns fragen, ob wir nicht, hier wie auf anderen Gebieten, der Entwicklung nur „maulend hinterhergelaufen“ sind, um mit Karl Rahner zu sprechen, statt sie aktiv mitzugestalten. Erst in den vergangenen Jahren setzt ein intensives Nachdenken darüber ein, wie Familie im christlichen Verständnis unter den heutigen Bedingungen begriffen und gestaltet werden kann.

Bernhard Sutor

---

## Familie und Beruf

---

### *Kosten und Nutzen der Familienfreundlichkeit*

**Nadja Gawron: Kinder und Beruf. Betrieblich unterstützte Kinderbetreuung als Bestandteil familienfreundlicher Personalpolitik. Verlag Dr. Müller. Saarbrücken 2006. 174 Seiten. 49 Euro.**

Überfliegt man das Inhaltsverzeichnis, scheint es hier wieder einmal um die altbekannte Frage der Kosten-Nutzen-Abwägung bzw. der Vor- und Nachteilkalkulation von Familienfreundlichkeit in Unternehmen zu gehen. Auch das zweite Kapitel, in dem ganz grundsätzlich die Vorteile und die Nachteile familienfreundlicher Personalpolitik für Unternehmen und für Mitarbeiter gegenübergestellt werden, sowie das dritte Kapitel, das sich ausschließlich den Einsparpotentialen und Kosten familienfreundlicher Maßnahmen widmet, bestäti-

gen diese Einschätzung. Aber bereits in Kapitel zwei deutet sich an, daß der Leser es hier mit einer Wirtschaftsjuristin zu tun hat, die neben betriebswirtschaftlichen Überlegungen auch die rechtlichen Rahmenbedingungen für familienfreundliche Personalpolitik näher beleuchtet. Deutlich zeigt sich das in Kapitel vier, in dem die Autorin sowohl die gesetzlichen Rahmenbedingungen als auch die Vor- und Nachteile der verschiedenen Modelle betrieblicher und betrieblich unterstützter Kinderbetreuung analysiert.

Schade ist, daß gerade in diesem Fall die interdisziplinäre Herangehensweise von betriebswirtschaftlichen und rechtlichen Gedankengängen in den ersten Kapiteln oft mehr Verwirrung über die Zielrichtung des Buches stiftet, als sie Fragen zu beantworten hilft. Ausgerechnet die interessante Fragestellung nach den rechtlichen Rahmenbedingungen und nach der politischen Unterstützung von familienorientierter Personalpolitik tritt damit ein wenig in den Hintergrund. So bleibt der Eindruck, daß die Kapitel und Kapitelabschnitte teilweise etwas zusammenhangslos nebeneinanderstehen. Sehr erfreulich für den praxisorientierten Leser sind die Kapitel vier und fünf, in denen nicht nur das breite Spektrum von Maßnahmen für eine betriebliche oder betrieblich unterstützte Kinderbetreuung aufgezeigt wird, sondern auch anhand einer Beispielrechnung drei verschiedene Modelle verglichen werden. Darüberhinaus widmet sich ein Unterkapitel der Vorgehensweise von der Idee zur Verwirklichung betrieblicher Kinderbetreuung. Obwohl sich das Buch einer sehr eingängigen Sprache bedient, ist es sowohl aufgrund der sehr sachlichen Aufmachung als auch wegen des etwas verwirrenden Aufbaus nur bedingt für den praxisorientierten Leser geeignet.

Nikola Jentzsch

### *Auf der Rennbahn*

**Claudia Quaiser-Pohl, Barbara Reichle: Kinder, Küche, Konferenzen oder Die Kunst des Jonglirens. C.H. Beck. München 2007. 219 Seiten. 12,90 Euro.**

„Karriere bedeutet ‚berufliche Laufbahn‘, ist aus dem Französischen entlehnt, wo es auch ‚Rennbahn‘ bedeuten kann, eine schnelle berufliche oder soziale Laufbahn oder auch gestreckter Galopp, die schnellste Gangart beim Reiten.“ (18) Auf der Rennbahn Kinder zu bekommen – das kann schwierig werden.

Die Frauen, die in diesem Buch zu Wort kommen, rennen auf Universitätslaufbahnen. Zentrales Thema ist, wie sich der Alltag organisieren läßt, ohne dabei den Kindern, der sogenannten Karriere oder sich selbst zu schaden. Die hier zusammengetragenen Erfahrungen, Erfolgs- und Leidensgeschichten zeugen von den vielfältigen Schwierigkeiten von Müttern im Wissenschaftsbetrieb.

Ein entscheidender Aspekt ist das „optimale Timing“ der Geburten. Noch im Studium, damit die Kinder bei den ersten Karrieresprüngen der Mutter schon aus dem Größten raus sind? Oder nach Promotion und ersten beruflichen Schritten, damit die Mutter schon aus dem Größten raus ist? Ganz unterschiedliche Erfahrungen teilen die Frauen mit. Hier wird am ehesten deutlich, daß nicht alles plan- und organisierbar ist.

Vorgestellt ist auch eine „moderne Doppelkarriere in der Wissenschaft“ (29), also das, was man neudeutsch „dual career-couple“ (139) nennt; nicht gerade originell dargestellt in Form eines e-Mail-Wechsels (der offenbar zur Zeit in keinem Ratgeber fehlen darf). Überschieden ist das Kapitel mit „Under Pressure: Eine elektronische Eltern-Elegie“, und die ambitionierte Überschrift ist die angemessene Einstimmung auf eine unentspannte Korrespondenz zweier besonders Erfolgreicher.

Ein weiteres Thema sind die Schwierigkeiten, die allseits geforderte berufliche Mobilität mit der Familie zu vereinbaren und vor allem eine verlässliche Betreuung für die Kinder zu finden. Vielleicht ist das Buch interessant für Mütter, die in diesem Berufsfeld arbeiten; für sie mag es eine Sammlung ermutigender Beispiele sein und eine Bestätigung, daß die alltägliche Kombination von wissenschaftlicher Karriere und Familienmanagement äußerst anstrengend ist.

Daß noch vieles zu verbessern ist, daß erschreckend viele Vorurteile über berufstätige Frauen mit Kindern längst nicht ausgeräumt sind, das ist bekannt. Bisweilen fragt man sich, nach welchen Kriterien sich Frauen ihre sogenannten Karrieren basteln und ob sie sich dafür interessieren, wer ihnen diese Kriterien vorgibt.

Nach der Lektüre des Buches bleibt – bei aller Einsicht in die Relevanz des Themas – ein sonderbarer Eindruck. Als bestehe das Leben (insbesondere das von sogenannten hochqualifizierten Frauen) aus dem ständigen Bemühen um Selbst-Optimierung. Vielleicht kommt hierbei auch was zu kurz: das Picknick neben der Rennbahn zum Beispiel.

Stefanie Haas

## *Die Vision 2060 und was noch zu tun ist*

**Ursula Lange: Erfolgsfaktor Beruf & Familienmanagement. Glückliche Familien, gesunde Gesellschaft, leistungsstarke Unternehmen. Merus Verlag. Hamburg 2006. 192 Seiten. 19,90 Euro.**

Noch ein Fachbuch zum Thema „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“? – Ja. – Und das Buch ist wieder einmal von einer Frau geschrieben? – Ja. – Und, wie der Titel schon sagt, geht es wieder einmal darum, wie wichtig die Familienfreundlichkeit für die Unternehmen angeblich ist? – Jein. – Und es ist eben doch nicht alles so einfach mit „der Vereinbarkeit“? – Doch.

Aber fangen wir doch von vorne an, nämlich beim Inhaltsverzeichnis. Und hier fällt sofort ins Auge, daß dieses Buch anders ist. „Was Sie in diesem Buch erwartet“, ja, das möchte eigentlich jeder Leser gerne zu Beginn geklärt haben, und das bekommt er auch auf nur fünf Seiten: kurz, aber dafür um so anschaulicher.

Neben einem Ausflug in eine familienfreundlichere Zukunft erwartet den Leser anschließend ein Durchlauf durch drei Ebenen der Familienfreundlichkeit. Zum ersten stellt Ursula Lange den Status quo der Familienpolitik mit den bekanntesten familienpolitischen Projekten vor, danach taucht sie mit dem Leser in die Unternehmensebene ein und widmet sich den Handlungsfeldern und konkreten Maßnahmen familienfreundlicher Personalpolitik, um schließlich die persönliche Ebene jedes einzelnen Lesers zu betreten. Hier möchte die Autorin berufstätigen Müttern und Vätern helfen, ihre individuellen Handlungsstrategien zu optimieren, d.h. Ihre Mann-/Vater- bzw. Frau-/Mutterrolle mit den dazugehörigen Wünschen zu reflektieren, ihre eigenen Kernkompetenzen zu finden und die Qualität ihrer Familienzeit zu erhöhen.

Der inhaltliche Abschluß besteht aus der Zusammenführung der individuellen und der beruflichen Ebene, jedoch wieder aus der Perspektive des einzelnen Betroffenen. So wird dem Leser deutlich, welche Synergieeffekte ein gelungenes Familienmanagement für die eigene erfolgreiche berufliche Tätigkeit haben kann. Sehr erfreulich und in der Bücherlandschaft noch viel zu selten ist nicht nur die logische Stringenz, mit der alle Kapitel aufgebaut sind (Einleitung, Hauptteil, Fazit), sondern auch die didaktische Herangehensweise. Abgesehen von der direkten Ansprache des Lesers, der dort abgeholt wird, wo er sich befindet, und der farblich übersichtlichen Gestaltung des Buches, bedient sich Ursula Lange Übungen, Impulsfragebögen, Beispiel-

interviews und Checklisten. Das führt nicht nur zu einer sehr guten Lesbarkeit, sondern bietet jedem Betroffenen, ob Mutter, Vater oder Personalverantwortlichem, die Möglichkeit, seine individuelle Situation im Sinne der Familienfreundlichkeit zu verbessern; mit anderen Worten, sie hilft, die „Vision 2060“ ein Stück mehr Wirklichkeit werden zu lassen.

Hin und wieder mag dem kritischen Leser zwar der Gedanke kommen, ob nicht alles ein bißchen zu sehr durch die rosarote Brille betrachtet wird, dadurch aber, daß die Autorin vierfache Mutter und gleichzeitig Unternehmerin ist, gewinnt das Buch an Glaubwürdigkeit, und der Optimismus der Verfasserin wirkt ansteckend.

Nikola Jentzsch

### *Navigationshilfen für Familienmänner*

**Matthias Ochs, Rainer Orban: Familie und Beruf. Work-Life-Balance für Männer. Beltz Verlag. Weinheim 2007. 215 Seiten. 14,90 Euro.**

**Thomas Gesterkamp: Die neuen Väter zwischen Kind und Karriere. So kann die Balance gelingen. Herder. Freiburg 2007. 160 Seiten. 8,90 Euro.**

Immer nur die Frauen. Als hätten es die Männer nicht viel schwerer mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Auch auf dem bunten Ratgebermarkt erobern sich die Familienmänner ihren Platz, zwei dieser Bücher seien vorgestellt.

Was für ein vorbildliches Foto auf dem Titel: Da sitzt der smarte Vater mit dem Laptop auf dem Sofa, im Arm ein kleines Kind, das fröhlich auf die Tastatur patscht. Im Untertitel steht „So kann die Balance gelingen“, und man fragt sich, ob die Balance des väterlichen Rechners oder die der Cornflakes-Schale des Kindes gemeint ist. Es scheint sich um ein komplexes Problem zu handeln. Häufig ist beschrieben, welche körperlichen und seelischen Schäden Männer davontragen können, wenn sie sich zu 150% ums Geldverdienen und zusätzlich zu 90% um die Familie kümmern – **Matthias Ochs** und **Rainer Orban** hingegen bemühen sich um eine nicht defizitorientierte Perspektive: „Wir treten hier an, um Ihnen Mut zu machen, die Chancen, die in der dynamischen Verbindung von Familienleben und Job liegen können, zu erkennen und zu nutzen!“ (15)

Nicht ein Herumschippeln zwischen verschiedenen Lebensbereichen, sondern – wie die Verfasser ständig betonen – ein Navigieren wäre das Ziel. Es geht um Lebenskunst, das kann nie schaden, Entrümpelungen und

Vereinfachungen in allen Lebensbereichen erhöhen auch für Familienväter die Lebensqualität.

Das Buch ist lesbar gestaltet und gibt Denkanstöße, es greift auf wissenschaftliche Studien ebenso zurück wie auf Ratgeber, es bietet eine Fülle, für manchen Leser vielleicht zu viel an Informationen und Beispielen.

Im großen Ganzen ein freundliches Buch. Aber nicht immer sind die Autoren so entspannt, wie sie sich gerne geben. Daß es für die Eltern hilfreich sein kann, ihre Herkunft besser kennenzulernen, kommentieren die Verfasser beispielsweise mit dem Zusatz: „Keine Angst, wir sind keine nationalistischen Hinterwäldler. Wir denken einfach, dass es sich lohnen kann, regionale Ressourcen anzuzapfen.“ (68)

Die halbenglischen Überschriften wirken etwas bemüht. Ochs und Orban schreiben in einer Sprache, die Männer ansprechen soll, zum Beispiel: „Seien Sie Unternehmer, unternehmen Sie etwas mit Ihrer Familie!“ (147) Das mag man albern finden – aber wenn's bei den Vätern ankommt, heiligt der pädagogische Zweck die stilistischen Mittel. Ein kommentiertes Literaturverzeichnis schließt den Band ab.

Ein anderer Balancekünstler zwischen Beruf und Familie ist **Thomas Gesterkamp**. Er schreibt seit vielen Jahren über dieses Thema, stolz berichtet er, wie ihm einst der Unmut männlicher wie weiblicher Journalisten-Kollegen entgegenschlug. Nun ist das Thema en vogue, und er schreibt wieder ein Büchlein drüber.

Bei der Selbsterkundung hilft die Typologie „Was für ein Vater bin ich?“ – eher der Heimwerker oder der Malocher oder der Spendable? Die in solchen Büchern so beliebten Beispielgeschichtchen von Andreas und Anita oder Max und Sandra dürfen auch hier nicht fehlen, aha, hier soll etwas veranschaulicht werden, und lebensnah soll es wirken.

Der Leser erfährt, „was Väter von den Pinguinen lernen können“ (die kümmern sich um ihren Nachwuchs) und daß Wickeltische meist in Damentoiletten zu finden sind. Das ist mehr Geplauder als Ratgeber, den man bei dem Untertitel erwarten würde. Es ist so neu nicht, daß sich Familienfreundlichkeit für Unternehmen rentiert, daß Mannsein noch immer eng mit Erwerbsarbeit verknüpft ist und daß Väter mehr sein sollen als Mutter-Attrappen. Einen Anreiz zum engagierten Vatersein sieht Gesterkamp im Elterngeld; es mache interessierten Vätern „erstmal ein annehmbares Angebot für familiäres Engagement“ (114).

Im Service-Teil sind kommentierte Literaturhinweise auf Väter-Bücher und Links zusammengestellt. Bei den

Quellenangaben finden sich zahlreiche Zeitungsartikel, und das daraus gestrickte Büchlein ist wohl eher etwas für Väter, die mit Laptop und Kleinkind schon längst balancierend auf dem Sofa sitzen.

Interessant im Buch von Ochs und Orban sind einige der kurzen Interviews. In einem dieser Gespräche wurde Fritz Simon, Psychiater und Professor an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Witten/Herdecke, gefragt, was er Männern empfehle, die Probleme mit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie haben: „Sie sollen sich fragen, ob sie auf dem Sterbebett wirklich sagen werden: ‚Ich hätte mehr ins Büro gehen sollen!‘“ (32)

Stefanie Haas

## Theologie, Religionspädagogik

### *Männliche Sinnkonstruktionen*

**Martin Engelbrecht, Martin Rosowski: Was Männern Sinn gibt – Leben zwischen Welten und Gegenwelt. Mit einem Geleitwort von Christoph Bochsinger und einem theologischen Ausblick von Paul M. Zulehner. Kohlhammer. Stuttgart 2007. 189 Seiten. 19,80 Euro.**

Im Bereich der Forschung zur Empirie von Gender-Mainstreaming dürfen Fragestellungen nach männer-spezifischen Identitätsmerkmalen als relativ unbekanntes Terrain betrachtet werden, zumal dann, wenn es sich um das Thema „Männer und Religion“ handelt und hier die klassischen kirchensoziologischen Bahnen verlassen werden, um kirchendistanzierte Männer und ihre „Religion“ in den Blick zu nehmen, mit Christoph Bochsinger: die „religiösen Normalos“.

Im Vordergrund steht daher in der qualitativen Studie von Martin Engelbrecht und Martin Rosowski, die mit biographischen Tiefeninterviews arbeiten, nicht ein theologisches Erkenntnisinteresse, etwa wie Männer zur Kirche stehen, sondern ein wissenssoziologischer Ansatz zur Frage, „welche alternativen Quellen von Spiritualität Menschen aus den beiden großen Kirchen neben den kirchlichen Ressourcen nutzen“ (17).

Im Kontext eines größeren Forschungsprojektes über „Die unsichtbare Religion kirchenferner Männer“ wurde so mit der Grundfrage „Was gibt Männern Sinn und Halt?“ ein Zugang versucht, ihre „kirchenunabhängige“ Spiritualität zu beschreiben. Ein ambitionierterer Ansatz, setzt er doch voraus, daß mit der Kategorie „Sinn und

Halt“ religionsadäquate Deutungsmuster erfaßt werden. Wenn es aber richtig ist, daß nur noch 10% aller deutschen Männer sich intellektuell und existentiell in einer christlichen Kirche heimisch fühlen, die Mehrzahl aber als „Spirituelle Wanderer“ bzw. „Alltagspragmatiker“ bezeichnet werden müssen (so Zulehner, 177), ist dieser Ansatz legitim.

Die 60 aus den Bundesländern Sachsen und Bayern stammenden männlichen Interviewpartner, zwischen 20 und 70 Jahre alt, repräsentieren alle Schichten wie Lebensformen der Republik und bilden mit 20% Konfessionslosen ein akzeptables Sample für eine Pilotstudie zu Sinnkonstruktionen kirchendistanzierter Männer (56f).

Was gibt nun Männern Sinn? Martin Engelbrecht fördert im Hauptteil (66-173) Überraschendes wie auch irritierend Triviales zutage: Dreifach wird da der Zentralbegriff „Sinn“ rekonstruiert (66-76), als „erarbeiteter Sinn“ (z.B. beruflicher oder sportlicher Erfolg), als erlebter Sinn, der unabhängig von eigenem Engagement gleichsam zufällt (als Begegnung, als Naturerlebnis), schließlich als widerfahrener Sinn, oft als „Glück“ chiffriert.

In den Deutungsmustern über Kosmologien und anthropologischen Grundverortungen sowie daraus abgeleiteten ethischen Grundlagen zeigen sich sowohl pantheistische Positionen wie diffuse Determinismen; interessant, daß nur zwei Probanden eine von Gott geführte Seinsordnung als für sie relevant interpretieren, die Mehrheit sieht sich existentiell geworfen. Sinnstiftend zeigen sich in ethischen Orientierungen das Prinzip Solidarität sowie die Grundwerte des Dekalogs, neben individualisierten Rezepten eines „Hart, aber fair“ oder eines „irgendwie-Mensch-sein“ (99).

Erhellend sind die von den Männern erzählten „Leitmotive“, die ihren Lebenssinn konstituieren: „Leben als Kampf“, als „Lernendes Abenteuer“, als „Beziehungsbeheimatung“, sowie als „Kreativität“ stellen Sinndimensionen dar, in denen sie entscheidende Quellen entdecken konnten (101-121).

Fragt man nach den „Entscheidungsräumen“, in denen Sinn erfahren wird, so kommt klar die Priorisierung von Selbstbestimmung gegenüber Fremdbestimmung zum Ausdruck, „man muss alles im Griff haben“, allerdings in Abhängigkeit von erkannter/zurückgewiesener Verantwortlichkeit. Mit der Kategorie der „lebensspendenden Gegenwelten“ identifizieren Engelbrecht und seine Forschergruppe eine Wirklichkeit, die für Sinnerfahrungen von Männern hochrelevant ist. Die Kirchen spielen für

diese Sinnerfahrungen nur eine marginale Rolle, als kreative Gegenwelt für Sinnerfahrung kommen sie fast nur negativ besetzt vor (153-169).

Eine Pflichtlektüre für alle in Sachen Familienpastoral Verantwortlichen!

Uto Meier

### *Die spirituelle Dimension der Familie*

**Anselm Grün, Magdalena Bogner: Abenteuer Leben. Das spirituelle Familienbuch. Vier-Türme-Verlag. Münsterschwarzach 2007. 224 Seiten. 18,90 Euro.**

Nach einem Männer- und einem Frauen- nun also ein Familienbuch aus der Feder des literarisch umtriebigen Cellerars der Benediktinerabtei Münsterschwarzach.

Wie schon bei dem Frauenbuch hat er sich eine kompetente Co-Autorin, in diesem Fall die Bundesvorsitzende der Katholischen Frauengemeinschaft und Mutter von vier Kindern, an Bord geholt. Gemeinsam versuchen sie – aus ihrer je spezifischen Sicht – die gesellschaftliche Wirklichkeit von Familien im Hinblick auf spirituelle Erfahrungen aufzuarbeiten.

Sie wollen „Mut machen, sich auf das ‚Abenteuer Leben‘ in der Familie einzulassen und immer wieder neu nach den einzelnen ‚Wegabschnitten‘ im Leben der Familien und ihren Herausforderungen zu fragen“ (12). Dazu gliedern sie das als Ratgeber mit weiterführenden Impulsen und Informationen angelegte Buch in sechs große Kapitel.

Das erste Kapitel richtet den Blick auf die Befindlichkeit jenseits der eigenen Kindheitsphase und fragt nach Wurzeln und Werten in der Herkunftsfamilie. Dabei wird auch die neue Balancefindung von erwachsenen Kindern und Eltern, die Schwierigkeiten des Loslassens (der Eltern) und des Loskommens (der Kinder vom „Hotel Mama“) sowie die anstehende neue Rollenverteilung innerhalb der Familie diskutiert. Die Brüche und Spannungen, die dabei auftreten können, werden in Grüns gewohnter Manier mit dem Hinweis auf ein genaues Hinschauen und -hören auf die jeweilige Situation mit einer empfohlenen Aussöhnung mit den Verletzungen aufgearbeitet. Im Anschluß daran wird die Zeit der Paarfindung mit der sexuellen Orientierung bis hin zu der nicht immer unproblematischen Diskussion einer kirchlichen Eheschließung und den damit verbundenen Entscheidungen wie z.B. der einer möglichen natürlichen Empfängnisverhütung diskutiert. Die beiden Auto-

ren betonen dabei immer wieder die positiven Aspekte des christlichen Werteverständnisses, die bisher vielleicht unbekannte Erfahrungen hinsichtlich einer neuen Sinnlichkeit ermöglichen.

Das dritte Kapitel nimmt eine Vielzahl von Aspekten auf, z.B. Freude und Sorgen der Schwangerschaft sowie das Wunder der Geburt, aber auch Probleme rund um das Leben mit Kindern, beispielsweise ungewollte Schwangerschaft, ungewollte Kinderlosigkeit, Adoption, Tod eines Kindes und Schwierigkeiten in der Erziehung. All diese Einzelpunkte gehören zwar zur gesellschaftlichen Wirklichkeit von Familie, doch offeriert das Buch außer einigen plakativen Beispiele und Internetadressen, die den betroffenen Eltern wahrscheinlich längst bekannt sind, wenig Konkretes.

Das Gleiche gilt in anderer Hinsicht auch für die folgenden 30 Seiten zum Thema „miteinander leben und feiern – den Glauben in der Familie ausdrücken und zur Sprache bringen“. Der Realität, daß viele Eltern mit der religiösen Begleitung ihrer Kinder schlichtweg überfordert sind, wird die Aussage gegenübergestellt, daß es wünschenswert wäre, „dass die Eltern dabei vom Pfarrer oder von der Seelsorgerin Unterstützung erfahren“ (133). Für all diejenigen, denen diese Unterstützung verwehrt wird, werden die Feier des christlichen Jahreskreises sowie die Bedeutung der religiösen Familienrituale exemplarisch beschrieben. Hier ist die eine oder andere Anregung wie z.B. eine alternative Heilig-Abend-Gestaltung in der Familie hilfreich.

Wer in dem Kapitel um Konflikte, Trennung und Scheidung konkrete Tips erwartet, wird enttäuscht. Der Verweis auf die nicht ganz einfache Paarbeziehung von Maria und Josef und dem etwas zu selbständigen halb-wüchsigen Jesus, ist zwar in gewisser Weise amüsant, bietet aber darüberhinaus wenig spirituelle Tiefe. Die Botschaft lautet im Großen und Ganzen: die Konflikte und Grenzen annehmen, darin Chancen entdecken und ausbauen.

Das letzte Kapitel widmet sich dem dritten Familien-Lebensabschnitt, wenn die Kinder aus dem Haus sind. Das Verhältnis zu den Enkelkindern, der Umgang mit den älter werdenden oder verwitweten Eltern und das Miteinander von Jung und Alt wird beschrieben. Als Ausblick wird hier das Modell eines Mehrgenerationenhauses vorgestellt.

Alles in allem besteht die Stärke dieses „spirituellen Familienbuches“ darin, daß es die Vielzahl der problematischen Situationen von Familien anschaulich beschreibt und diese hinsichtlich religiöser Aspekte reflektiert. Die

Kürze der Darstellungen und die wenig ausführlichen Ansätze zur Problemlösung lassen aber diesen Ratgeber nicht immer hilfreich erscheinen. Wer jedoch einen ersten Einstieg in die spirituelle Dimension von Familie sucht, ist mit dieser Einführung einstweilen gut bedient.

Simone Birkel

## Ratgeber

### *Seelennot und Bratenmesser*

**Johannes Wilkes: Der kleine Kindertherapeut. Erste Hilfe für Kinder in seelischen Nöten. dtv. München 2007. 144 Seiten. 6 Euro.**

Seelische Nöte bleiben Kindern nicht erspart, da ist es gut, wenn man ein kleines Erste-Hilfe-Set zur Hand hat. Oder hätten Sie gewußt, wie Sie sich ihren Kindern gegenüber verhalten beim Banküberfall oder wenn sich der Opa in der Scheune erhängt hat oder wenn die Freundin entführt wurde oder wenn Ihre Tochter von Freunden in einen Teppich gewickelt wird? Na also. Eben mal im *Kleinen Kindertherapeuten* geblättert, und alles wird gut.

33 Beispiele seelischer Not sind hier zusammengetragen; kurz wird das Problem geschildert, dann eine gar zu praktische Lösung angeboten. Im Falle des erhängten Großvaters empfiehlt der Verfasser: „Schnell greifen Sie sich das Bratenmesser und rufen den anderen zu, sie sollen den Notarzt alarmieren! Dann laufen Sie hinüber zur Scheune, klettern auf die Balken hinauf und schneiden den Strick durch, sodass Ihr Schwiegervater in das Stroh plumpst. Dann springen Sie hinterher, lockern den Strick und ziehen ihn vorsichtig über seinen Kopf. Der Opa rührt sich nicht mehr. Prüfen Sie dennoch seine Vitalfunktionen, achten Sie auf Atmung und Kreislauf. Mit höchster Wahrscheinlichkeit ist er nicht mehr wiederzubeleben.“ (81)

Spätestens an dieser Stelle sucht man nach Informationen über den Verfasser. Und hier hält das Büchlein tatsächlich eine Überraschung bereit: Johannes Wilkes ist Psychiater und Psychotherapeut!

Die Auswahl der Krisensituationen ist merkwürdig; bei der Lektüre des Inhaltsverzeichnisses unterstellt man dem Autor vielleicht noch eine bildhafte Sprache, kombiniert mit ungeschickten Formulierungen, doch die Texte übertreffen die schlimmsten Befürchtungen. Zu-

dem entsteht der Eindruck, als gebe es für jedes Problem eine Lösung.

Bei den Beispielen handle es sich um „repräsentative Fälle für das Kleinkind-, Schul- und Jugendalter“, sie böten „Eltern verlässliche und erprobte Erste-Hilfe-Maßnahmen“ – so der Werbetext. Im Anhang findet sich ein „Plädoyer für den Schutzengel“ und eine „Einführung in die Psychotraumatologie“, hier werden unter anderem die Chancen beschrieben, die der traumatische Prozeß bietet. Das Ganze ist leicht angefrömmelt (denn nach lebensbedrohlichen Situationen stelle sich „nahezu zwangsläufig“ die Gottesfrage), eigentümlich verknüpft und vereinfacht, und es bleibt unklar, welche Leser der Verfasser beim Schreiben vor Augen hatte. Es ist konsequent, daß diese Ratgeber-Satire als Ratgeber ausgegeben wird. Aber richtig lustig ist das nicht. Oder meint es der Verfasser vielleicht doch ernst?

Stefanie Haas

### *Elterliche Kommunikation im Familienalltag*

**Rita Steininger: Eltern lösen Konflikte. So gelingt Kommunikation in und außerhalb der Familie. Klett-Cotta. Stuttgart 2006. 173 Seiten. 13 Euro.**

Es ist nicht neu, was Rita Steininger in ihrem Buch vorstellt, aber es ist gelungen kombiniert: Aus gängigen Büchern zu Kommunikationstheorien (Thomas Gordon, Schulz von Thun, Ruth Cohn, Paul Watzlawick) und Psychotherapie (Virginia Satir, Donald Winnicott) stellt Steininger die zentralen Aspekte elterlicher Kommunikation neu zusammen. Gut ist ihr Ansatz, Gespräche nach den Gesprächspartnern zu differenzieren und damit deutlich zu machen, daß Kommunikation immer vom situativen Kontext sowie vom Gegenüber abhängt: Eltern im Gespräch mit den Kindern, Eltern im Gespräch miteinander, Gespräche im Familienrat, Gespräche mit den Großeltern, Gespräche mit Freunden und Bekannten, Gespräche in Kindergarten, Schule und beim Arzt. Eingestreut werden dabei noch ein Kapitel zur Transaktionsanalyse, die die eigene Kindheit integrieren sowie eines zur themenzentrierten Interaktion als Angebot zum konstruktiven Austausch.

Souverän und stimmig verbindet sie Ansätze aus der Kommunikationstheorie oder Psychotherapie (z.B. die vier Streßtypen nach Satir; Vier-Ohren-Modell nach Schulz von Thun) mit Fallbeispielen aus dem Familien-

alltag, wie man es bereits vom Erziehungsklassiker Rudolf Dreikurs kennt. Damit verleiht sie ihren Darstellungen eine lockere und heitere Note, ermöglicht Identifikation der Lesenden mit den Protagonisten ihrer Fallbeispiele und erwirkt Solidarität unter den aktiv Erziehenden.

Ein anregend und dynamisch geschriebenes Buch für alle Eltern und andere aktiv Erziehenden, das solide mit wissenschaftlichen Grundlagen arbeitet, sie aber sehr zurückhaltend und wohl dosiert einsetzt.

Barbara Staudigl

### *Ran die Geldtöpfe!*

**Oliver Heuchert: WISO: Mehr Geld für Familien. Campus. Frankfurt am Main 2007. 226 Seiten. 9,90 Euro.**

Mehr Geld – welche Familie will das nicht. Und daher sind 9,90 Euro nicht sonderlich viel für ein Buch, in dem erklärt wird, welches Geld Familien zusteht und wie sie drankommen.

Der Ratgeber enthält viel sachliche Information, in der Einleitung allerdings finden sich auch weniger fundierte Äußerungen und Redundanzen. Der Verfasser scheint eine begrenzte Vorstellung von Familienpolitik zu haben. Er schreibt beispielsweise, Familienpolitik sei „in Deutschland [...] bislang jedenfalls nicht sehr effizient: Es wird viel Geld ausgegeben [...], trotzdem ist die Geburtenziffer seit Jahrzehnten niedrig“ (13). Recht hat er hingegen, wenn er feststellt, daß die Auffassungen von und Forderungen an Familienpolitik wild durcheinandergehen. Damit die Familien auch an das Geld kommen, das für sie vorgesehen ist, hat Oliver Heuchert in seinem übersichtlich gestalteten Buch dargestellt, wo welche Geldströme fließen und welcher Anträge es bedarf, um sie anzuzapfen.

Wer dieses Buch in der täglichen Arbeit zum Nachschlagen benutzt, dem wird es – bis zu Einführung neuer Gesetze und Regelungen – hilfreich sein. Ausführlich genug und dennoch knapp dargestellt sind all die Regelungen zu Eltern-, Kinder- und Erziehungsgeld und weiteren staatlichen Vergünstigungen, es wird erläutert, was die Krankenkassen für Familien tun und wie Familien in der gesetzlichen Rentenversicherung und der Arbeitslosenversicherung berücksichtigt werden, wann genau Elternzeit beantragt werden soll, unter welchen Umständen Alleinerziehende einen Unterhaltsvorschuß bekommen, wem die Freistellung bei

Krankheit eines Kindes zusteht oder wie die Eltern ihre Steuerklassen am günstigsten kombinieren. Es mag Eltern beruhigen, daß der Verfasser mehrfach darauf hinweist, man müsse die Regelungen gut kennen, um die entsprechenden Anträge zu stellen.

Das ist nicht nur die Selbstrechtfertigung des Ratgeberschreibers, sondern zugleich ein bedenklicher Befund: Möglicherweise kommt das Geld für Familien bei diesen erst gar nicht an, weil sie nicht wissen, welche Möglichkeiten sie haben, und weil es kompliziert ist, das passende Formular korrekt auszufüllen und an der richtigen Stelle einzureichen. Ein Beispiel hierfür sind die unübersichtlichen Regelungen zum Kinderzuschlag (graphisch hervorgehoben: „Achtung! Ein Antrag auf Kinderzuschlag macht viel Arbeit“ [83]).

Kaum vorzustellen, daß zukünftige Eltern schon während der Schwangerschaft in diesem Buch blättern – bis das Kind geboren und herangewachsen ist, haben sich die BAföG-Regelungen mindestens fünfmal geändert, und viele dieser Informationen sind auch aus dem Internet zu haben, aktueller und billiger.

Schön wäre es, wenn das Buch eines Tages überflüssig würde, weil schon werdende Eltern mit allen wichtigen Informationen versorgt würden und so auch ohne Ratgeber an das Geld kämen, das für sie und ihre Kinder vorgesehen ist.

Stefanie Haas

### *Starke Eltern, dünnes Heft*

**Sigrid Tschöpe-Scheffler: Eltern-Stärken-Test. Auf der Grundlage der fünf Säulen der Erziehung. Verlag Barbara Budrich. Leverkusen 2007. 24 Seiten. 7,90 Euro.**

Was sind meine Stärken in der Erziehung? Welche Fähigkeiten habe ich, die ich vielleicht zuvor nie wahrgenommen habe? Und woran sollte ich noch arbeiten, um meinen Kindern eine gute Mutter oder ein guter Vater zu sein? Arbeitsmaterial für die Arbeit mit Elterngruppen (Elternkurse, Elternberatung, Gesprächskreise und Elternstammtische usw.), die sich diesen Fragen widmen wollen, soll der vorliegende Test mitsamt Zusatzmaterial sein. Im August 2005 in der Zeitschrift *Brigitte* veröffentlicht und im April 2006 in der Zeitschrift *GEO*, habe er Eltern bereits einen neuen Blick auf ihre Erziehung eröffnet und sie zu eigenen Wegen ermutigt. Das soll er nun auch in der Broschüren-Form.

Den Anfang der Broschüre bildet der Eltern-Stärken-Test. Anhand von 20 Fragen können Eltern herausfinden, welcher Elterntyp sie sind. Da gibt es fünf Säulen der Erziehung, und als Ergebnis der Auswertung findet man sich auf jeder Säule mit der eigenen Ausprägung wieder. Vertrauen, liebevolle Zuwendung versus Überbehütung ist die erste Säule. Die anderen lauten in ihren positiven Ausprägungen Respekt und Achtung, Kooperation und Mitbestimmung, Struktur und Grenzen sowie Förderung und Unterstützung.

Anschließend an die Testauswertung finden sich einige Texte: da kommen Albert Schweizer und Anselm Grün zu Wort, und alle sollen etwas mit Erziehung zu tun haben. Schließlich folgt zur Seminarbewertung ein Rückmeldebogen für die Eltern an den Leiter des Elternkurses.

Der Test ist kompakt und einfach zu handhaben. Die Darstellung der Ergebnisse zeigt anschaulich Stärken und Gefahren in der Erziehung auf und gibt Denkanstöße. Warum die Erziehung gerade auf fünf Säulen steht, was bestimmte erzieherische Eigenheiten für die Kinder bedeutet und inwiefern da Wechselwirkungen zwischen Kind und Eltern bestehen, das fehlt – leider. Und gerade dieses Hintergrundwissen wäre auch als Arbeitsmaterial interessant und hilfreich und könnte gut die Seiten füllen, die jetzt die Reflexionstexte einnehmen.

Alles in allem ist wohl der Hinweis notwendig, für weitere Informationen auf das zugehörige Buch zuzugreifen. Stellt sich die Frage, wofür genau man diese Broschüre kaufen sollte, wo doch alles in der *Brigitte* und im Buch steht.

Maria Keller

### *Alltagstauglich und verständlich*

**Ute Lohrentz, Thomas Denno: Familienrecht im Alltag. Verbraucherzentrale NRW. Düsseldorf 2006. 240 Seiten. 9,90 Euro.**

Ein Grundwissen im Familienrecht hilft beim Umgang mit Angehörigen, aber auch mit Beratungseinrichtungen und Behörden. Die Buchreihe der ARD-Sendung *Ratgeber Recht* bemüht sich um verständliche Texte für Nicht-Juristen. Das ist den beiden Autoren dieses Bandes gelungen: Ute Lohrentz (Professorin für Familien- und Sozialhilferecht) und Thomas Denno (Fachanwalt für Familienrecht) haben ein praxisnahes und über-

sichtliches Buch geschrieben, das die vielfältigen rechtlichen Fragestellung rund um die Familie präsentiert. Die Erläuterungen, Beispiele und Tips, Vorlagen und Musterbriefe sind in sechs Kapitel aufgeteilt. Zunächst werden unterschiedliche Familienmodelle und die jeweiligen Rechtsfragen vorgestellt, im zweiten Kapitel stehen die Kinder im Mittelpunkt, hier geht es unter anderem um Namen, Adoption und Vaterschaftstests, wichtig sind auch die rechtlichen Regelungen und staatlichen Leistungen nach der Geburt des Kindes, Hilfen zur Erziehung, das weite Feld Kinder und Schule, Fragen zur Ausbildung und zum Unterhalt.

Unter „Geld und Wohnen“ sind in Kapitel 3 Themen wie Versicherung, Arbeitslosigkeit oder Überschuldung dargestellt, und Kapitel 4 behandelt die Rechtsfragen aus dem Gebiet „Krise, Trennung, Scheidung“. Die beiden letzten Kapitel beschäftigen sich mit Fragen, die mit dem Tod von Familienangehörigen zu tun haben und mit der Pflegeversicherung.

Fundiert und kompakt, gut gegliedert und verständlich geschrieben bietet das Buch mehr als eine erste Orientierung. Hilfreiche Tabellen und Internetlinks sowie ein nicht zu umfangreiches Stichwortverzeichnis ergänzen diesen Ratgeber.

Stefanie Haas

### *Erzählen von der großen Lücke*

**Elizabeth Devita-Raeburn: Das leere Zimmer. Weiterleben nach dem Verlust eines Bruders oder einer Schwester. mvg Verlag. Frankfurt 2005. 286 Seiten. 15,90 Euro.**

Zunächst scheint es ein etwas seichtes Selbsthilfe-Buch zu sein: Elizabeth Devita-Raeburn hat ihren Bruder verloren und erzählt von ihrer Trauer, ihrer Einsamkeit, von allerlei Störungen und von teils aberwitzigen Versuchen, mit ihrer schwierigen Lebenslage umzugehen. Für das vorliegende Buch suchte sie Experten, die Auskunft geben sollten über Geschwister und Geschwisterverlust. Alle, die antworteten, hatten selbst Geschwister verloren: „Genau genommen waren die tatsächlichen Spezialisten die Betroffenen selbst.“ (17) In diesem Sinne ist es ein Spezialisten-Buch, dem man einen Mangel an wissenschaftlichem Fundament vorwerfen kann, aber nicht muß.

77 hinterbliebene Geschwister hat die Verfasserin interviewt. Eine Frau war noch gar nicht geboren, als ihr Bruder starb, und ein 71jähriger berichtete vom Tod

seiner 81jährigen Schwester, dazwischen gab es unzählige Geschwisterkonstellationen und Todesursachen. Je mehr Devita-Raeburn über ihr Buch-Projekt sprach, desto mehr Interessierte meldeten sich bei ihr. Sie hatten das Bedürfnis, über den Verlust des Bruders oder der Schwester zu sprechen.

Was zunächst wie ein Erlebnis-aufsatz in einer mittelmäßigen Frauenzeitschrift daherkommt, entpuppt sich stellenweise als feinfühligere Beschreibung. Das Buch ist nicht glücklich übersetzt, und wenn es manchmal pathetisch wirkt, liegt das wohl auch am Thema und ist angemessen, immerhin geht es hier um Leben und Tod. Kapitelüberschriften wie „Vereisung“, „Diese Geschichte gehört mir“ oder „Eine neue Identität finden“ und schließlich „Rückkehr“ zeigen einerseits die sehr persönliche Sicht der Verfasserin, andererseits aber auch den Versuch, die Trauer in Phasen einzuteilen. Grundsätzliches zum Thema Geschwisterbeziehungen hätte fundierter dargestellt werden können. Daß die Betroffenen die eigentlichen Experten sind, ist weder unrichtig noch ein Hindernis, das Thema gründlich wissenschaftlich zu erforschen.

Es waren Freiwillige, die zum Interview bereit waren, wahrscheinlich überwogen vor dem Tod eher positive Geschwisterbeziehungen. Dies ist kein wissenschaftliches Buch, auch kein Ratgeber und erst recht kein literarischer Text. Devita-Raeburn erzählt ihre Geschichte, und sie erzählt vom Erzählen ihrer Geschichte. Vor allem wird in dem Buch und mit dem Buch deutlich, daß das Erzählen vom Verlust des Bruders oder der Schwester eine zentrale Rolle spielt im Leben der hinterbliebenen Geschwister, und möglicherweise ist es ein Anreiz für Betroffene, sich und anderen ihre Geschichte zu erzählen. Dem Kapitel „Zweideutiger Verlust“ ist ein Zitat von Maya Angelou vorangestellt, das diesen Aspekt betont: „Nichts bereitet uns größeren Schmerz als eine unerzählte Geschichte, die wir in uns tragen.“ (39) Im Anhang sind einige Autobiographien (aus dem angelsächsischen Sprachraum) aufgelistet, in denen es um Geschwisterverlust geht, auch andere, teils wissenschaftliche Literatur zum Thema Geschwister ist erwähnt und einige wenige deutsche Internet-Adressen. Hier hätte das deutsche Lektorat beherzter ergänzend eingreifen können.

Man muß dieses Buch nicht mögen, um sich vorstellen zu können, daß es für überlebende Geschwister hilfreich sein kann.

Stefanie Haas

## *Im Innern des Kindskopfes*

**Margot Sunderland: Die neue Elternschule. Kinder richtig verstehen – ein praktischer Erziehungsratgeber. Dorling Kindersley. München 2007. 288 Seiten. 19,95 Euro.**

Hirnforschung ist schön und gut und etwas für Experten, aber was hat das mit Erziehung zu tun? Und wieso sollten sich Eltern dafür interessieren, was im Kopf ihres Kindes passiert? Dieses Buch versammelt Ergebnisse aus der Hirnforschung und erläutert, was sie für die Erziehung in der Familie bedeuten können.

Margot Sunderland leitet die Abteilung Erziehung und Ausbildung am *Centre for Child Mental Health* in London. In der Einleitung ihres Buches verspricht sie: „Wir werden herausfinden, wie wir helfen können, Schlüssel-systeme im Gehirn zu aktivieren, die Neugier und Antriebskraft fördern, damit Ihr Kind die nachhaltige Fähigkeit ausbildet, das Leben zu erkunden.“ (13) Wie können Phantasie und Kreativität erhalten bleiben, wie lernen Kinder einen Umgang mit schwierigen Situationen, der ihnen fürs ganze Leben hilfreich ist?

Aus diesem umfangreichen Buch können Eltern lernen, was im Gehirn eines Kindes vor sich geht und welche elterlichen Reaktionen auf die Entwicklung des Babys hemmend oder förderlich wirken. Im Original lautet der Titel *The science of parenting* – das heißt nicht, daß die Eltern zu Kinder-Experten werden müssen. Aber dieses Buch zeigt, daß es sich lohnt, sich auszukennen.

Zu den Themen zählen Schlaf, das schöne Leben, das schlechte Benehmen, Disziplin, Liebe und soziale Intelligenz. Margot Sunderland zeigt, welcher Erziehungsstil die Alarmsysteme im Gehirn aktivieren kann – und vor allem, wie Kindern lernen können, mit Furcht, Sorge oder Trennungsangst umzugehen.

Die zahlreichen Photos und Graphiken ergänzen die vielfältigen Informationen, Merksätze fassen die wichtigsten Aspekte zusammen. Es ist ein aufklärendes Buch, praktisch und nah am Kind. Höchst komplexe Sachverhalte sind verständlich und anschaulich dargestellt, und weil das so überzeugend ist, werden Eltern nicht irgendwelche Ratschläge einfach umzusetzen versuchen, sondern aufgrund ihres neuen Wissens um die Zusammenhänge von Erziehung und Gehirnentwicklung angemessener reagieren. Ein Buch, das all jene, die Kinder besser verstehen wollen, mehrere Jahre begleiten kann.

Stefanie Haas

## Sachbücher

### *Mit Leidenschaft gegen das So-sind-die-Männer-nunmal*

**Alice Schwarzer: Die Antwort. Kiepenheuer & Witsch. Köln 2007. 208 Seiten. 16,90 Euro.**

Sie würden ein Buch von Alice Schwarzer nie lesen? Dann sind Sie hier richtig. Diese Frau ist manchmal ziemlich anstrengend, weil sie es ernst meint. Wenn Alice Schwarzer gelobt würde mit den Worten, sie habe einfach immer recht, wäre ihr das gar nicht recht. Sie hat keine Angst, sich unbeliebt zu machen, und sie läßt sich nicht vereinnahmen, schon gar nicht von Frauen. Und sie mutet den Männern nicht nur viel zu, sie traut ihnen auch viel zu.

Schwarzers Stil ist eigenwillig, die Texte sind informativ und nie langweilig, häufig wechseln feine Beschreibungen mit sehr groben Einschätzungen, da geht die Verfasserin dann bisweilen mehr polemisch-kämpferisch als argumentierend zu Werke. Sie spart auch nicht an Lob, beispielsweise wenn sie von Angela Merkel erzählt oder von Ursula von der Leyen.

Das Buch ist auch die Geschichte des Feminismus, stets verknüpft mit dem Leben der Verfasserin (Jahrgang 1942). Mutter und Großmutter legten „wenig Talent zur Mütterlichkeit an den Tag“ (81), für das Kind sorgte liebevoll der Großvater. Vermutlich gebe es das häufig: „Frauen, die nicht als Mütter geboren wurden, und Männer, deren fürsorglichen Potenziale nur hätten gehoben werden müssen“ (81). Abschnitte wie diese werden jene Kritiker zurechtweisen, die Gleichberechtigung mit Gleichmacherei verwechseln. Schwarzer wirbt für Väter mit Kindern und für Mütter mit Beruf.

Themen, bei denen sie zur kämpferischen Hochform aufläuft, sind Prostitution und Pornographie, Schlankheitswahn, Frauenverblödung, Machotum. Sie übt sehr scharfe Kritik am Prostitutions-Gesetz, das die rot-grüne Bundesregierung einst für fortschrittlich hielt. Unerbittlich kämpft sie gegen jede Tendenz, Frauen als Ware zu sehen, zu verkaufen, zu benützen.

Überzeugend an Schwarzers Texten ist, daß sie immer wieder auch die weiblichen Menschen kritisiert. Vehement und zu Recht wendet sie sich gegen jene Frauen, die sich mit „kokett-fatalistischen Sprüchen“ in der Art „So sind die Männer nunmal“ es sich nicht nur zu einfach machen, sondern die Männer auch nicht ernstnehmen: „Wenn mich eines nervt, und zwar schon lan-

ge, lange vor der Frauenbewegung, dann ist es die Art, wie diese Weibchen über Männer reden. Als seien sie Marionetten, bei denen eine echte Frau nur an der richtigen Strippe ziehen muss“ (108).

Daß sich viele Frauen überfordert fühlen, führt Schwarzer keineswegs nur auf die Schlechtigkeit der Welt und auf die Bösartigkeit der männlichen Menschen zurück – die Frauen haben auch selbst dazu beigetragen. Sie müßten lernen, die Männer zu fordern.

Aber es fällt auch auf, was dem kritischen Blick der Verfasserin entgeht. Zum Beispiel, ob nicht mit den derzeit propagierten familienpolitischen Instrumenten die Vermehrung einer bestimmten Schicht gefördert werde. Zu kurz kommen in diesem Buch die vielen Frauen, für die der Beruf in erster Linie das Geld zum Überleben einbringen soll und die sich nicht ständig über den Entwurf ihrer selbst Gedanken machen.

Mögen sich die anderen mit diesem Buch um so mehr angesprochen fühlen: „Begreifen sie denn gar nicht, dass ein Mann noch nicht einmal bis zum Mülleimer gehen würde in solchen Schuhen, mit denen manche Frauen Tag für Tag ihre Füße verkrüppeln und in denen sie kaum gehen, geschweige denn große Schritte machen können?“ (171)

Die Verfasserin ist sich bewußt, mit solchen Aussagen als Spielverderberin zu gelten: „Ich vermiese meinen Schwestern nur zu gern diese Spielchen, die ich ihrer für unwürdig halte. Denn die Zeit der Spielchen ist vorbei. Es wird ernst. Wir stehen am Scheideweg und müssen uns entscheiden: Trippeln wir jetzt zurück – oder schreiten wir weiter voran?“ (171)

Alice Schwarzer ist eine ernstzunehmende Gesprächspartnerin, auch wenn man nicht jede Überspitzung für nötig hält und längst nicht jede Provokation für angemessen. Das Buch ist lesenswert und diskussionswürdig, für weibliche Menschen ebenso wie für männliche.

Stefanie Haas

### *Künstlich kunstlos*

**Eberhard Rathgeb: Schwieriges Glück. Versuch über die Vaterliebe. Hanser. München 2007. 160 Seiten. 14,90 Euro.**

Der Weg zum Zug führt durch einen dunklen Wald, und der Zug führt den Vater in die Stadt. Dort lebt und arbeitet er während der Woche, fern der Tochter, fern der Patchwork-Familie. Eberhard Rathgeb ist Feuilleton-Redakteur bei der *F.A.Z.* und zudem Vater, und nun hat

der schreibende Vater ein Vaterbuch geschrieben. Die Schilderungen sind bewußt subjektiv gehalten, Bilder und Gefühle und Reflexionen wechseln sich ab wie die Landschaften, die man aus einem fahrenden Zug heraus beobachtet. Es soll wohl der Eindruck entstehen, man sehe hier jemandem dabei zu, wie er sich Gedanken über sich und die Welt und das Vatersein macht. Aber das wirkt sehr ambitioniert, das Bemühen um schlichte Beschreibung ist zu deutlich spürbar, die künstliche Kunstlosigkeit mitunter störend. Immer wieder erinnert Rathgeb an Väter und Familien aus der Literatur; einer der Bezugstexte ist Gerhart Hauptmanns *Bahnwärter Thiel*. Ein Exempel nicht gelungener Patchwork-Familie, das viele Überlegungen Rathgeb begleitet. Es ist ein erfreulicher Ansatz, einen Text, der 120 Jahre alt ist, heranzuziehen und nicht auf die ewiggleichen Studien und Sachbücher zu diesem Thema zu verweisen. Weitere literarische Gedankengeber sind Italo Svevo, Imre Kertész und Goethe. „Wenn man etwas über Beziehungen erfahren und lernen möchte, sollte man nicht sofort zu einem Psychotherapeuten rennen, sondern sich der Literatur anvertrauen.“ (9) Aber wieso das eine gegen das andere ausspielen? Das entwertet den Zugang über die Literatur. Wesentlich entspannter wirkt da die Sammlung literarischer Texte in Tilman Spreckelsens schönem Väterbuch (vgl. *Eichstätter Familien-Prisma* 1/2007). Nicht alle Beobachtungen sind auf den zweiten Blick so tiefgründig, wie sie auf den ersten banal sind: „Wir sagen ‚mutterseelenallein‘, nie sagen wir ‚vaterseelenallein‘, als hätte der Vater keine Seele, als würde die Seele des Kindes vor allem an der Mutter hängen.“ (144) Manchmal findet sich unter den schweifenden Gedanken ein Aperçu, das in einem Gespräch hübsch wäre, in einem Buch hingegen wirkt es sehr bemüht. „Ein Vater ist nie ein Rabenvater, weil er offenbar nicht von vornherein und grundsätzlich ein guter Vater ist. [...] Wahrscheinlich wird es eine Weile dauern, bis aus Vätern endlich Rabenväter werden können.“ (97) Rathgeb erzählt auch davon, wie Eltern ihre Familien zugrunde richten, ebenso berichtet er von den eigenen Unsicherheiten und Unzulänglichkeiten. Zum Glück gibt der Verfasser keine lebenspraktischen Hinweise für Väter, allenfalls ist das Buch eine Werbung auch für den poetischen Blick auf die Familie und aufs Vatersein. Das schwierige Glück ist schwer zu beschreiben, es bleibt – titelgemäß – beim Versuch.

Stefanie Haas

### *Da wundern sich die Franzosen: der deutsche Kult ums Kind*

**Tanja Kuchenbecker: Gluckenmafia gegen Karrierehühner. Grabenkämpfe helfen nicht. So lösen wir das Familiendilemma. Campus. Frankfurt am Main 2007. 200 Seiten. 17,90 Euro.**

Mon Dieu! Wieso wird in Deutschland soviel über Kinder geredet, und wieso kommen so wenige zur Welt? Und was soll das Gejammer über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie und all die Bedenken, eine Erziehung zur Disziplin könnte den Kindern schaden?

Tanja Kuchenbecker ist freie Journalistin aus Deutschland, lebt seit vielen Jahren in Paris und hat zwei Kinder. Sie hat den Blick der Deutschen auf die französischen Verhältnisse, und sie blickt aufgrund ihrer Erfahrungen in Frankreich von außen auf die deutsche Familienpolitik samt dazugehöriger Debatte. Sie bietet in ihrem Buch einen Erfahrungsbericht, angereichert mit einigen Zahlen und Informationen.

Auf der ersten Seite ist zu lesen, Journalistenmütter hätten im Durchschnitt 0,5 Kinder, da bleibt zu fragen, wie unter Müttern eine Kinderquote von weniger als 1 zustandekommen kann. An anderer Stelle ist im Zusammenhang von Ganztagschulen plötzlich von der Gesamtschule die Rede. Das sind störende Unstimmigkeiten, aus denen man schließen könnte, ein nur wenig seriöses Buch in Händen zu halten.

Gewiß ist es keine Analyse der französischen Kultur und Gesellschaft, und auch kein Ratgeber im engeren Sinne. Aber wer wissen will, was eine Mutter aus Deutschland, die mit ihren Kindern in Frankreich lebt, über die Verhältnisse in den Familien diesseits und jenseits des Rheins denkt, der findet hier einige nette und auch aufschlußreiche Geschichten.

Daß der in Deutschland gepflegte Kult ums Kind aberwitzige Formen annimmt, hat Tanja Kuchenbecker bildhaft und beispielreich dargestellt. Die Furcht, die lieben Kleinen könnten durch eine strenge Erziehung frühkindliche Schäden davontragen, sei für französische Eltern überhaupt nicht nachvollziehbar. Während sich in Deutschland – grob gesagt – die Eltern den Kindern anpassen, verhielten sich in Frankreich die Eltern als Erwachsene, und da haben sich die Kinder eben manchmal anzupassen und auch unterzuordnen. Und das wiederum werde von Deutschen oft als herzlos empfunden.

Die Verfasserin steht weder der französischen Gesellschaft mit blinder Bewunderung gegenüber, noch ver-

teufelt sie die Verhältnisse in Deutschland. Sie präsentiert im letzten Kapitel „Tipps für Kind und Karriere“ – da fragt man sich, ob es wirklich Leser gibt, denen das weiterhilft. Was nicht heißt, daß die Hinweise unrichtig sind, es finden sich beispielsweise Ermutigungen wie „Spielen Sie nicht ständig den Entertainer für Ihre Kinder“ (190).

Tanja Kuchenbecker ist tatsächlich bemüht, die im Untertitel genannten Grabenkämpfe zu vermeiden. Sie schildert hier ihre Sicht der Dinge, und auch ihre Vorschläge – schließlich lautet der zweite Untertitel: „So lösen wir das Familiendilemma“ – sind persönlich gehalten. Doch sie entwertet ihre Erzählung, wenn sie tatsächlich glaubt, mit ein paar gutgemeinten Ratschlägen sei ein Dilemma zu lösen.

Für einen Erfahrungsbericht ist der Text zu ausführlich. Das wäre genügend Stoff für einen längeren und sehr informativen Zeitungsartikel gewesen. Für den hätte in konzentrierter Form gegolten, was man auch von diesem Buch sagen kann: der Blick ins Nachbarland kann die Perspektive auf die Familien im eigenen Land verändern. Und daß Grabenkämpfe nichts bringen, ist so neu nicht, aber es ist erfreulich, daß es nun in einigen Sachbüchern angekommen ist.

Stefanie Haas

### *Schwester Silvana erklärt die Welt*

**Silvana Koch-Mehrin, unter Mitarbeit von Susanne Schumacher: Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus. Econ. Berlin 2007. 220 Seiten. 18 Euro.**

Schön, daß Familienthemen im Trend liegen. Nun erzählt auch Silvana Koch-Mehrin aus ihrem Leben als berufstätige Mutter, von den Schwierigkeiten und den Anfeindungen und vom großen Glück und davon, was sich alles ändern soll. Was man sich nicht alles wünschen kann: Kinderkrippen wie in Schweden! Ganztagschulen wie in Frankreich! Frauen, die sich nicht bekämpfen! Männer, die nur annähernd so engagiert sind wie die Isländer!

Die Verfasserin (Jahrgang 1970) ist eine, die alles richtig macht: toller Job, toller Mann, tolle Kinder; sie hat nach dem Studium eine Unternehmensberatung gegründet, ist derzeit Abgeordnete im Europaparlament für die FDP und das, was die Liberalen offenbar für eine moderne Vorzeigefrau halten, Äußeres sowie Äußerungen sind stets talkshowtauglich. Silvana Koch-Mehrin ist

überzeugt, seit Beginn der demographischen Debatte gebe es die Tendenz, die Frauen wieder an den Herd fesseln zu wollen – „Die Retro-Apostel haben wieder Oberwasser, zumindest an der Geschlechterfront“ (12) –, und dagegen muß man doch was tun, ein Büchlein schreiben oder schreiben lassen zum Beispiel – „Dieses Buch will antworten auf die Vorwürfe und Anfeindungen an uns Frauen“ (16).

Die planlos zusammengestoppelten Argumente und Erfahrungen wirken wenig reflektiert, die Unterfütterung mit einer Studie hier und einem Leitartikel da und die zahlreichen Allgemeinplätze fördern weder Lesevergnügen noch Interesse am Thema. Mal kommt ein Wissenschaftler zu Wort, mal ein Kardinal, Sachbuchautoren werden überbewertet, und es ist erstaunlich, aus welchen Untersuchungen man welche Schlüsse ziehen kann.

„Wenn Mütter leiden, weil sie sich nur noch als Mütter und nicht mehr als Menschen empfinden, dann ist etwas nicht in Ordnung. Ganz ehrlich, meinem Empfinden nach schwingt in diesen Fällen eine gewisse Trägheit mit, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen.“ (26) Ganz ehrlich, das ist banal und überheblich zugleich.

Der im Untertitel genannte „neue Feminismus“ soll sich wohl abheben von einem diffus geahnten alten Feminismus, aber der wird nicht näher erläutert. Silvana Koch-Mehrin will nicht als Rabenmutter beschimpft werden, so weit, so gut, und da es heute als unschicklich gilt, die Frauen einzuteilen in böse Hausfrauen hier und gute berufstätige Mütter da, behauptet auch die Verfasserin, sie wolle das nicht tun, scheint sich aber doch rechtfertigen zu müssen für ihre Lebensweise:

„Die Persönlichkeit der Mutter ist entscheidender als ihr Zeitbudget.“ (45) Das mag sein. Und der belehrende Ton ist lästig: „Erkenntnisse wie diese sind noch lange nicht in der deutschen Wirklichkeit angekommen“ (46).

Wer soll das lesen? Möglicherweise ist das Buch etwas für jene Schwestern, die sich häufig als Rabenmutter beschimpfen lassen müssen und hier erstmals erfahren, daß das blödsinnig ist. Wenn das Buch ein Versuch der familienpolitischen Profilierung der FDP sein soll, ist er gründlich mißlungen, und zur differenzierten Meinungsbildung in einer vielschichtigen Debatte trägt es auch nichts bei.

Eine „Streitschrift“ sei das, heißt es im Untertitel. Aber wie soll das gehen, wenn die Verfasserin in keiner Weise streitbar ist?

Stefanie Haas

## Inhalt

- ▶ François Höpflinger, Cornelia Hummel, Valérie Hugentobler: Enkelkinder und ihre Großeltern. Inter-generationale Beziehungen im Wandel.
- ▶ Jutta Ecarius (Hrsg.): Handbuch Familie.
- ▶ Micha Brumlik (Hrsg.): Vom Missbrauch der Disziplin. Antworten der Wissenschaft auf Bernhard Bueb.
- ▶ Richard Münchmeier: Was sagen uns Sozialwissenschaften und Sozialpädagogik zur Lebenslage von Familien, Kindern und Jugendlichen?
- ▶ Corinna Onnen-Isemann, Gertrud Maria Rösch (Hrsg.): Schwestern: Zur Dynamik einer lebenslangen Beziehung.
- ▶ Corinna Onnen-Isemann, Gertrud Maria Rösch: Schwesterherz – Schwesterschmerz. Schwestern zwischen Solidarität und Rivalität.
- ▶ Johannes Huinink, Dirk Konietzka: Familiensoziologie. Eine Einführung.
- ▶ Martin R. Textor (Hrsg.): Erziehungs- und Bildungspartnerschaft mit Eltern. Gemeinsam Verantwortung übernehmen.
- ▶ Dirk Konietzka, Michaela Kreyenfeld (Hrsg.): Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland.
- ▶ Christine Henry-Huthmacher (Hrsg.): Politik für Familien. Wege in eine kinderfreundliche Gesellschaft.
- ▶ Entgrenzung von Arbeit und Leben. In: Aus Politik und Zeitgeschichte.
- ▶ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Monitor Familienforschung. Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik: Werteorientierte Erziehung, Haushalt und Beruf: Herausforderungen und Unterstützungen für Familien.
- ▶ Nora Schmidt (Hrsg.): Handbuch kommunale Familienpolitik. Ein Praxishandbuch für mehr Familienfreundlichkeit in Kommunen.
- ▶ Dieter Schwab: Familie und Staat.
- ▶ Nadja Gawron: Kinder und Beruf. Betrieblich unterstützte Kinderbetreuung als Bestandteil familienfreundlicher Personalpolitik.
- ▶ Claudia Quaiser-Pohl, Barbara Reichle: Kinder, Küche, Konferenzen oder Die Kunst des Jonglierens.
- ▶ Ursula Lange: Erfolgsfaktor Beruf & Familienmanagement. Glückliche Familien, gesunde Gesellschaft, leistungsstarke Unternehmen.
- ▶ Matthias Ochs, Rainer Orban: Familie und Beruf. Work-Life-Balance für Männer.
- ▶ Thomas Gesterkamp: Die neuen Väter zwischen Kind und Karriere. So kann die Balance gelingen.
- ▶ Martin Engelbrecht, Martin Rosowski: Was Männern Sinn gibt – Leben zwischen Welten und Gegenwart.
- ▶ Anselm Grün, Magdalena Bogner: Abenteuer Leben. Das spirituelle Familienbuch.
- ▶ Johannes Wilkes: Der kleine Kindertherapeut. Erste Hilfe für Kinder in seelischen Nöten.
- ▶ Rita Steininger: Eltern lösen Konflikte. So gelingt Kommunikation in und außerhalb der Familie.
- ▶ Oliver Heuchert: WISO: Mehr Geld für Familien.
- ▶ Sigrid Tschöpe-Scheffler: Eltern-Stärken-Test. Auf der Grundlage der fünf Säulen der Erziehung.
- ▶ Ute Lohrentz, Thomas Denno: Familienrecht im Alltag.
- ▶ Elizabeth Devita-Raeburn: Das leere Zimmer. Weiterleben nach dem Verlust eines Bruders oder einer Schwester.
- ▶ Margot Sunderland: Die neue Elternschule. Kinder richtig verstehen – ein praktischer Erziehungsratgeber.
- ▶ Alice Schwarzer: Die Antwort.
- ▶ Eberhard Rathgeb: Schwieriges Glück. Versuch über die Vaterliebe.
- ▶ Tanja Kuchenbecker: Gluckenmafia gegen Karrierehühner. Grabenkämpfe helfen nicht. So lösen wir das Familiendilemma.
- ▶ Silvana Koch-Mehrin, unter Mitarbeit von Susanne Schumacher: Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus.

---

## Impressum

Das *Eichstätter Familien-Prisma* wird herausgegeben vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Marktplatz 4, 85072 Eichstätt; es erscheint zweimal jährlich, im Frühjahr und im Herbst.

Redaktion: Dr. Stefanie Haas

Druck: Frick, Krumbach

Die Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder. Kritik und Anregungen schicken Sie bitte an: [zfg-prisma@ku-eichstaett.de](mailto:zfg-prisma@ku-eichstaett.de)

Wollen Sie zweimal im Jahr auf die neueste online-Ausgabe hingewiesen werden, dann registrieren Sie sich: auf [www.ku-eichstaett.de/zfg](http://www.ku-eichstaett.de/zfg) finden Sie unter „Publikationen“ einen entsprechenden Link.